Emanuel v. Bodman

Erwachen

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt


Dei
Sub Numine
Viget



Bibliothek
zeitgenössischer Autoren

Werke von Emanuel von Bodman:

Erde, ein Gedichtbuch, 1896

Jakob Schläpfle und andre Geschichten, 1901

Neue Lieder, 1902

Die Krone, Sinnspiel, 1904

Im Verlag von Albert Langen, München

In Vorbereitung:

Donatello, Tragödie

Der Fremdling von Murten, Tragödie

Erwachen

Novelle
von
Emanuel von Bodman

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1906

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

1

Der Geißblattstrauch

In seinem weiten Zimmer, an dem Fenster, das die Aussicht auf die Reben, die Stadt und den See eröffnete, saß der alte Graf und hörte seinem Sohn die Schulaufgaben ab. Nachdem er ihn in drei, vier Fächern geprüft hatte, sagte er: „Den Homer muß ich dir überlassen." Und Ernst, froh, für heute fertig zu sein, trug die Bücher hinüber in sein Zimmer.

Was er jetzt beginnen sollte, wußte er noch nicht, es standen ihm viele Möglichkeiten offen. In den Wald mit den sieben Weihern hinaufzugehen, dazu war es zu spät, die Klosteruhr hatte ja schon sechs geschlagen. Schön mußte es freilich sein, oben am stillen Saum der Buchen und Erlensträucher entlang zu streifen, da wo er an den freien Nachmittagen ging und von Kindheit an gegangen war, das Netz in der Hand, um irgendeinen seltenen Abendfalter zu erhaschen. Am See unten wäre es zwar auch nicht übel, aber als er neulich dort war, die Pappeln zitterten, das Schilf rauschte und

die Musik aus dem Stadtgarten herüberklang, hatte ihn zum erstenmal eine merkwürdige Bangigkeit befallen. Immerhin wollte er lieber dort unten allein mit den Bäumen und dem See sein, als im Stadtgarten mit seinen Schulgenossen Kies treten und Witze reißen. Daß auch gar keiner in der Klasse so recht zu ihm paßte! Kirn besaß jetzt annähernd dreißig Krawatten, immer mehr bildete er sich zum Gigerl aus, und die andern aus der heimlichen Verbindung, mit denen er noch vorm Jahr so fröhlich gerudert, geschwommen und gezecht hatte, waren regelrechte Saufbrüder geworden, hockten Abend für Abend im „Rößle“ und taten wie Studenten, was ja auch ihm ab und zu Spaß machte, aber tagtäglich mitzutun, dazu ging ihm der Stumpfsinn ab. Dort hing seine gelbe Mütze am Nagel. Wie wenig setzte er sie auf! Nur bei besonderen Gelegenheiten zierte sie seinen Kopf, denn er wollte den Anschluß an den Klassengeist aufrechthalten.

Er setzte sich auf seinen blauen Diwan, der, wie ihm der Vater gesagt, einst im Zimmer der Mutter gestanden hatte, stützte das Kinn

in die Hand und blickte vor sich hin. Manches hatte sich geändert, seitdem seine beiden Schwestern nach ihrer Heirat verzogen waren. Zwar blieb ihnen sein innerstes Wesen immer fremd, doch suchte er oft ihre Gegenwart und liebte es, wenn sie in ihren hellen Kleidern das stille Haus belebten. Abends, da saß er mit ihnen auf dem Balkon, sie blickten in die hereinsinkende Nacht und sprachen und träumten von ihrer Liebe, er summte alte Volksweisen vor sich hin und fragte sich, was das sei, das Glück. Nachher wurde die Lampe angezündet, und man saß um den großen runden Tisch herum, jedes mit seiner Arbeit beschäftigt. Diese Zeit kehrte nicht mehr zurück, er und der Vater waren nun allein; heute, wo er früher als sonst seine Aufgaben erledigt hatte, kam ihm das deutlicher zum Bewußtsein. Aber wenn er auch einsam war, er hätte in keine andre Haut schlüpfen mögen, er wußte sich zu trösten. Er konnte, wann er wollte, im nahen Feld umherstreifen mit seiner Büchse, und neulich brachte er einen großen Raben als Beute heim. Die meiste Freude machten ihm seine Schmetterlinge: sieben Kasten lagen dort

aufeinander, und in jedem schimmerten und funkelten sie in vielfältigen Farben; und jeder wußte was zu erzählen: der Totenkopf von heißer Sonne auf blühendem Kartoffelfeld, der Schillerfalter vom feuchten heimlichen Waldweg, der rotweiße Aurora von einem tauigen Morgen im ersten Frühling. Keiner war ohne Geschichte, alle hatte er selber gefangen und aufgespannt, jeder erquickte sein Auge mit seiner Pracht und war ihm zugleich eine Erinnerung an eine landschaftliche Stimmung oder ein Gleichnis derselben. Er dachte an die Zeit, wo die Kasten einmal gefüllt sein würden, denn in Anbetracht der vielen Arten, die seine reiche Heimat bot, besaß er nur einen kleinen Teil. Manche hatte er aus Eiern gezogen; spaßhaft winzige Raupen fraßen ganze Blätter auf, und in wenigen Wochen waren sie so groß wie Finger und verpuppten sich. Was seine Kameraden meist nur aus dem Lehrbuch wußten, lernte er selbständig kennen, er schaute tiefer in die Geheimnisse der Natur und stand mit ihr auf vertraulicherem Fuße als die meisten seiner Lehrer. Das verlieh ihm keinen geringen Stolz.

Er blickte von seiner Betrachtung auf: die Sonne sank, es war kühler geworden, und er ging nun in den Hof hinab, um noch einige Zeit mit Wurfspießwerfen zu verbringen, weil es den Blick schärft und dem Körper eine geschmeidige Bewegung verleiht.

Nach dem Nachtessen lief er in den Wiesen herum, bis es dunkel wurde. Im Gras und in den Bäumen wehte es, weiße Blumen leuchteten seltsam auf, er hörte, wie vom See her das Rad des Dampfschiffes das Wasser schlug. Unbestimmte Erinnerungen an frühere Zeiten und Ahnungen von kommenden flossen in ihm zusammen zu einem mächtigen Drang, sich auszuweiten und die Höhen und Tiefen der Welt zu durchmessen. Erst als die letzten Farben erstarben, ein feuchter Dunst aus der Erde stieg und jedes Geräusch dumpf an sein Ohr schlug, kehrte er nach Haus zurück, wo ihm die Flurlampe vertraut entgegenschien und die alte Babette noch mit den Tellern klapperte. Er setzte sich in das getäfelte Zimmer zu seinem Vater, der in den Dichtungen seiner Zeit ausruhte, während Ernst seinen unruhigen Geist in allen

möglichen Büchern herumirren ließ, ohne die rechte Antwort auf seine Fragen zu bekommen.

In ähnlicher Weise rannen ihm fast alle Tage hin, er entfaltete sich unmerklich, aber stetig, und er begnügte sich, wenn sich seine Aufgaben nicht zu hoch vor ihm auftürmten, was freilich bisweilen der Fall war, so daß er dann die griechische Grammatik samt der lateinischen in die Ecke warf.

Eines Tages, als er die lange Straße nach der Stadt ging, entdeckte er an einer Villa im Ort einen Geißblattstrauch, der über das Gitter in die Feuergasse hinaushing und voll gelber duftender Blüten war. ‚Hierher kommen sicher die Abendschwärmer,‘ dachte er und beschloß, ihnen aufzupassen. In der Schule brannte er schon vor Begierde. Zu Hause wieder angelangt, arbeitete er sofort, bestellte früher als gewöhnlich sein Nachtessen und verschlang mit Hast den kalten Braten und die Radieschen, die ihm die alte Babette vom Garten heraufgeholt hatte.

In der ersten Dämmerung nahm er sein Netz und machte sich auf den Weg. Eine leichte Schwüle lag über der Landschaft. Sie paßte ihm

gerade. Aber was war denn das? Schimmerten da nicht schon einige Netze um den Strauch herum? ‚Der Teufel soll die Kerle holen!‘ dachte er, während er hinzutrat. Er zählte drei Netze: das erste gehörte dem kleinen Paul, nun, den hatte er in der Tasche; das zweite dem frechen Wirtssohn aus der „Linde“, der ihn haßte und ihm bei jeder Gelegenheit Possen spielte; der dritte Jäger war ein fremder hübscher Jüngling in seinem Alter. Als Ernst sein Netz auf den Spazierstock schraubte, schnauzte der Lindenwirt: „Was hast du da zu schaffen?“ und wollte sich ihm entgegenstellen.

Ernst maß ihn mit einem drohenden Blick, aber der junge Unbekannte kam ihm zuvor und herrschte jenen an: „Halt's Maul, du Gifthafen, hier hat jeder das gleiche Recht!“ und bot Ernst seinen Platz an, den dieser dankbar annahm.

„Glauben Sie, daß es etwas zu fangen gibt?“ fragte er.

„Das will ich meinen,“ antwortete jener und hob den Deckel von seiner Schachtel: ein Windig und ein Weinschwärmer glänzten darin, daß Ernst nur staunen mußte.

Der andre machte die Schachtel wieder zu, beide standen, die Netze in der Hand, auf der Lauer. Das Geißblatt duftete, bleich hoben sich die Blüten von der blauen Abendluft ab. Zehn Minuten mochten vergangen sein, da surrte es. „Dort ist er," flüsterte Ernst. „Fangen Sie ihn nur!" sagte der andre, jener schlug zu — hallo! er hatte ihn. Nachdem er ihn rasch und vorsichtig betäubt, getötet und aufgesteckt hatte, betrachtete er seinen Fang und freute sich herzlich darüber, einen so frischen Ligusterschwärmer besaß er noch nicht.

Es wurde dunkler.

Der Wirtssohn stahl sich in den Garten, um ungestörter zu sein. Ernst nahm den kleinen Paul abseits und fragte ihn, ob der junge Fremde nicht Hildebrand heiße. „Doch," nickte Paul, „Franz Hildebrand," und er wohne im Nachbardorf.

„Ich erinnere mich, Sie schon gesehen zu haben," wandte sich Ernst an ihn. „Gehen Sie nicht in die Realschule?"

„Freilich, heißt das, jetzt bin ich aus dem Schwitzkasten heraus. Sie kenne ich — o, als

Sie noch einen Meter hoch waren, ich sah Sie oft in die Stadt biegen, mit einem Mäppchen unterm Arm und Rohrstiefeln an den Füßen."

Sie lachten.

Wie ein Glas Quellwasser wirkte der neue Bekannte auf Ernst.

Leider war seine Zeit bald um, und er wollte sich verabschieden. Da fragte Hildebrand, ob er ihn begleiten dürfe.

Sie schritten die Straße hinauf.

„Haben Sie eine große Sammlung?" fragte Ernst.

„Ja, zehn Schachteln," antwortete jener.

„Ei!"

„Kommen Sie einmal zu mir!"

„Gern. Sie müssen mich auch besuchen."

So plauderten sie noch eine Weile, dann gaben sie einander die Hand, und jeder machte sich auf den Heimweg. Voll unbestimmter Erwartungen öffnete Ernst die Gartentür.

2

Die Freunde

Jeden Abend trafen sich nun die beiden vor dem Geißblattstrauch.

Wenn der Tag zu Ende ging, wurde Ernst ungeduldig, nicht nur in der Erwartung, einen guten Fang zu tun, sondern auch aus Freude, mit dem neuen Freund eine Stunde zu verbringen.

„Uebers Jahr," sagte Franz einmal, „fahr' ich mit dem Fabrikanten Halm nach Indien. Dort gibt es andre Schmetterlinge als hier."

Das schmerzte Ernst; dann konnten sie sich ja nicht mehr vor dem Geißblattstrauch treffen.

„Denk dir," machte Franz drollig, indem er mit beiden Händen seinen Hut packte, „denk dir, wenn um eine indische Blume so ein großer Falter mit blitzblauen Flügeln herumschwadronierte, sich darauf setzte und — in der Falle wäre!" Mit einer katzenhaften Bewegung hatte er den Hut auf den Boden gestülpt, als hätte er einen darunter, und schnaubte vor Vergnügen, daß dem kleinen Paul vor Lachen die Tränen über die Backen liefen.

Das Geißblatt verblühte, der Sommer kam, an einem freien Nachmittag ging Ernst seinen Freund besuchen. Obwohl es in das Nachbardorf nicht weiter war als bis in die Stadt, kam er sonst selten hin; um so frischer wirkte alles auf ihn ein, Straße und Gärten, Häuser und Bäume. Er bog in einen Seitenweg; der Bach, der teils sichtbar, teils unterirdisch in die Stadt floß, pulste hier bloß und bot den Enten, die sich mit einem Schwein herumzankten, einen willkommenen Spielplatz.

Mitten auf einer Wiese stand das Gehöft, in dem Hildebrands wohnten. Rote Rosen rankten am Wohnhaus bis zum Giebel hinauf. Ernst pfiff, sein Freund erschien in einem Flaus und führte ihn in das Hinterhaus, wo er und sein Bruder, der Maler, ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Es war ein kühles Zimmer, in das sie traten. Ernst zog das Aquarium an, das am Fenster stand und in dem die Sonne, die durch einen Ladenspalt schien, wie in einem Teiche glänzte. „Das ist Vaters Zimmer," sagte Franz, „sieh her!" Er hatte aus einem Schrank einen versteinerten Fisch herausgeholt.

„Sieh her!“ rief er wieder und zeigte ihm geometrische Zeichnungen, die zwischen Zirkeln und Winkelmaßen auf dem Tische lagen.

„Aber die dort gehören dir,“ sagte Ernst und wies auf eine Reihe Pappschachteln.

„Ja, die gehören mir,“ rief Franz, holte eine von ihrem Gestell herunter und öffnete den Deckel. Da schimmerte es in allen Farben. Sie versenkten sich in die Sammlung.

Ernst fühlte sich wohl; er witterte eine Natur, die wie er mehr nach innen lebte; was er bei seinen Schulkameraden vergebens gesucht hatte, bescherte ihm das Schicksal unvermutet, und er blickte dankbar vor sich hin.

Ueber eine Stunde saßen sie und unterhielten sich von ihren Jagdgründen, dann führte ihn Franz an den Teich, der am Ende der Straße lag und seinem Vater gehörte. Hier sah es wie in einer kleinen Wildnis aus. Wirres Gestrüpp wuchs ringsherum, hinten öffnete sich die Aussicht auf das weite Moos, ganz hinten schimmerte der Strom, während auf der andern Seite die bewaldete Hügelkette sich sanft hinstreckte. Sie stiegen einige Stufen hinab und

setzten sich unter einer jungen Weide auf eine Holzbank, die Franz hingezimmert hatte, und hier saß Ernst nun oft, wenn im Dorf die Pfeife der Korkfabrik ertönte und hin und wieder ein Fisch über die Wasserfläche hüpfte, und dachte an seine Freundschaft.

O die Abende, wenn er zu Franz ging! Wie neu lag immer die Straße vor ihm, wie freute er sich über jede Stunde, die er mit ihm verbringen durfte! Seine Aufgaben machte er jetzt auch lieber, weil er nach Beendigung derselben Franz hatte. Mit Franz war es freilich anders bestellt. In ein, zwei Jahren wurde er Kaufmann und durfte sich jetzt noch nach Herzenslust austummeln, wozu ihm die umliegende Landschaft reichliche Gelegenheit bot.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war heiß.

Ernst und Franz lagen oben auf der Waldwiese im Schatten, hatten die beiden Hände unterm Genick und blickten zu dem Laubgold empor.

Kein Gräschen regte sich, in der Luft summte es mit tausend feinen Stimmen.

„Du, Franz," fragte Ernst, „wie denkst du dir Gott?"

„Gar nicht," antwortete Franz.

„Nein, sag!"

„Ich weiß es nicht."

„Ich denke ihn mir jedenfalls anders als der Pfarrer."

„Wir können nicht wissen, wie er ist."

„Das ist richtig, jeder stellt sich ihn eben auf seine Weise vor; der Mensch als Mensch, das Tier als Tier, die Skabiose dort als Pflanze."

„Woher hast du das?"

„Das lege ich mir so zurecht, wenn ich allein im Wald bin."

„Du bist ein Hauptkerl," sagte Franz, dann pfiff er ein Lied in die Wipfel hinauf.

— — — — — — — — — — — — — —

Unten im See, durch einen langen Steg mit dem Lande verbunden, lag die Badeanstalt. Die städtische drüben war vielleicht dreimal so groß, aber Ernst hatte diese lieber, weil er in ihr das Schwimmen erlernt und weil sie von stillem Uferschilf umrahmt war.

Er schritt in seinem Zimmer hin und her,

endlich pfiff es, Franz stand auf der Straße und schwenkte seine blaue Badehose. Er nahm seine rote, und nun brachen sie auf. Nach hinten ging's, die Reben hinab, durch die Wiese, dann über das Weglein, das an einem wogenden Roggenfeld entlang führte; zuletzt über das Bahngeleise und die Seewiese. Sie betraten den Steg. Das Wasser war klar bis auf den Grund. Ein Patschen und Kreischen und Kichern tönte ihnen entgegen.

„Da geht's lustig zu," rief Franz aus.

„'s ist im Frauenbad," antwortete Ernst lächelnd.

Wie herrlich war das, die Kleider abzustreifen und in das grüne sonnenzitternde Wasser zu tauchen und mit kräftigen Stößen hinauszuschwimmen in die weite Fläche.

Als sie wieder oben auf den Brettern standen und ihre tropfenden Leiber von der warmen Luft trocknen ließen, sagte Franz, indem er seinen Freund betrachtete: „Du bist ein schöner Kerl," und klopfte ihm auf den Rücken.

„Ich denke, wir sind beide nicht übel," antwortete dieser.

„Jedenfalls," lachte Franz, „werden die Mädels einmal ihr Gefallen an uns haben."

Ernst erglühte, stützte den Arm auf das Geländer und blickte auf den See hinaus; er dachte an die Geliebte, die er einmal finden werde . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ernst besaß jetzt auch ein Aquarium und freute sich darüber, obwohl es nicht so groß war wie das von Franzens Vater. Er hatte ein Glasgefäß gekauft, Flußsand und Erde auf den Boden gemischt, Hornkraut, Tausendblatt hineingepflanzt und mit Wasser aufgefüllt. In der Mitte ragte ein Tropfsteinfelsen, bedeckt mit Lebermoos und Sonnentau, von Franz „Kilimandscharo" getauft. Wenn er von der Schule heimkam, erfrischte ihn der Anblick dieser kleinen Welt. Lange konnte er daneben sitzen und den Polypen zusehen, wie sie ihre Fangarme ausstreckten, oder den silbernen Bläschen, die aus den Blättern emporquirlten.

Mit Franz verstand er sich immer besser.

Jeder Tag brachte ihnen eine kleine Abwechslung, sei's, daß im Wald frisch aus-

geschlüpfte Falter flogen oder irgendeine fremde Pflanze ihr Auge aufschlug.

Franzens Zimmer war klein: ein Bett, ein unangestrichener Tisch, ein Schrank, zwei Stühle — das war das ganze Mobiliar. Um so versunkener horchten sie dem Aufquellen ihrer Seelen zu, aneinander gelehnt schauten sie durch das Fenster auf die Wiese und ahnten gemeinsam den Pulsschlag der Welt.

Eines Tages gesellte sich Hunkele zu ihnen.

Ernst sah auf der Straße Franz mit einem etwa gleichalterigen Burschen gehen, der eine schwarze Ballonmütze aufhatte, mit den Händen in der Luft umherwarf und sich in riesigen Ausdrücken erging.

‚Was hat er da für einen aufgegabelt!‘ dachte er und klopfte ihm von hinten auf die Schulter.

„Aha, guten Tag!“ sagte Franz und stellte die beiden einander vor.

Hunkele zog schüchtern die Mütze und wurde kleinlaut. Im Gehen wuchs ihm aber wieder die Zunge. „Sie müssen nit meinen, Herr Graf,“ machte er, die ausgespreizten Finger schüttelnd,

„daß ich immer mit einer solchen Gupfe herumlaufe. Es kommt einmal die Zeit, wo auch der Hunkele einen Filzhut von feinster Quantität auf dem Haupte trägt."

Ernst sah den Kerl unwirsch an, dann verzog er den Mund zu einem gutmütigen Schmunzeln, der Kerl hatte ein so kindliches Gesicht und schwarzes gelocktes Haar.

„Wissen's," fuhr der fort, „jetzt hab' ich halt rußige Hände" — er steckte höchstdieselben in die Hosentaschen — „weil ich halt noch die Lokomotive putze und ihr Kohlen in den Bauch stopfen muß, damit sie zu fressen hat."

Franz konnte nicht mehr; er blieb stehen und blies Luft aus, dabei puffte er den Ernst in einem fort in die Seite, der ebenfalls in ein Platzgelächter ausbrach, so hatte Hunkele geschrien und mit den Augen gerollt.

Als er aber wieder ansetzen wollte und sich breitpatzig auf den Weg stellte, klopfte ihm Ernst auf die Schulter: „Herr Hunkele," sagte er, „ein bißchen leiser, sehen Sie, dort in den Fenstern strecken sich verschiedene Hälse nach uns heraus. Ich liebe das nicht."

Hunkele schrumpfte wieder zusammen und blickte auf den Erdboden.

Draußen bei Hildebrands Weiher wurde er wieder lebendig. „Seht den Spatzen dort auf der Latte!“ rief er, schlich hin und wollte den Vogel wie eine Fliege mit der hohlen Hand fangen und sah verwundert auf, als er ihn nicht darin hatte.

Und Ernst konnte ihm auf die Dauer nichts übelnehmen.

Seitdem kam Hunkele öfters heraus; er trug sich einfach, aber sauber, die Ballonmütze hatte einem Strohhut Platz machen müssen. Er legte eine Käfersammlung an, um den beiden andern nicht ins Handwerk zu pfuschen, spießte alles auf, was zwischen Morgen- und Abenddämmerung an der Erde herumkroch und nahm's auch einmal mit einer Schwabe nicht sehr genau. Seine Hauptfertigkeit indes bestand im Vogelfang, den er von seinem Vater erlernt hatte; in seiner Stube und in der Küche piepste und flötete es in allen Tonarten. Dann konnte er noch etwas: er spielte verschiedene Instrumente, sang drollige und ernste Weisen dazu,

und in mancher Sommernacht saßen die drei auf Franzens Bank, Hunkele spielte die Ziehharmonika, während von den Wiesen die Heuschober herüberdufteten und der Mond still darüber stand.

3

Ahnungen und Kämpfe

Ernst und Franz schlenderten Arm in Arm die Straße hinunter. Es dämmerte, ein Mann lief mit der Zündstange umher und steckte die Laternen in Brand. Vor den beiden ging ein Pärchen her; ein frisches einfaches Ding, das sich an ihren Schatz schmiegte, einen jungen Arbeiter.

„Du," sagte Franz „das ist doch nett, nicht? Wie wär's," fuhr er fort, als er keine Antwort erhielt, „wenn wir so ein Mädel hätten, ich eins, du eins, nur, um abends ein wenig ihre Hand zu schlenkern? Was meinst?"

Ernst zog Franzens Arm fester an sich.

„Meine alten Schulkameraden," erzählte Franz, „die machen es so. Im Hirschgraben gehen sie mit den Mädchen auf und ab, und von Zeit zu Zeit geben sie ihnen einen Kuß."

„Die haben es schön," sagte Ernst leise.

Sie blieben stehen, sein Weg bog ab. In dem alten Haus querübereck klang ein Klavier. Die Trauerweide, die gegenüber im Garten stand,

bewegte ihre Zweige, beinahe als schwängen sie mit.

„Wer wohnt da?" fragte Ernst.

„Bergs. — Du, die Flora Berg, siehst du, die wäre was für dich. Dort die Korkfabrik gehört ihrem Vater."

„Wie alt ist sie?"

„Fünfzehn, sechzehn."

„Hübsch?" —

„Sie würde zu dir passen."

Ernst sprach kein Wort mehr, er horchte hinüber und stellte sich in verschwommenen Umrissen ein Mädchen vor, das am Klavier saß und mit lieben Händen weiche Töne aus den Tasten lockte.

Auf dem Heimweg fragte er sich, wie sie wohl aussehen möge.

Lange dachte er darüber nach.

Und einmal sah er sie.

Sie schritten der Stadt zu, Franz, Hunkele und er. Als sie an dem Haus vorbeikamen, hörten sie ein leises Gelächter im Garten. Sie blieben stehen und blickten durch das Gitter. Drei, vier bunte Kleider leuchteten zwischen den

Büschen auf, die Mädchen spielten Krocket. „Welche ist es?“ flüsterte Ernst. — „Die im blauen Kleid,“ sagte Franz; da sah er hin, sie schlug gerade die Kugel und hatte einen dunkelblonden Zopf mit einem roten Band. Franz grüßte, und sie nickte; auch Ernst zog den Hut. Etwas Neues, rätselhaft Süßes berührte ihn, was ihn zwar schon früher, wenn er mit seinen Kameraden den Mädchen nachgelaufen, angeweht hatte, aber jetzt fühlte er's deutlicher und staunte in den Garten hinein.

Im Gehen hieb Franz mit seinem Stock an die Erde.

„He, du,“ rief Hunkele und brachte sein Bein in Sicherheit.

„Ich muß nur lachen,“ sagte jener, „was der Ernst für Augen gemacht hat.“

„Wie Pflugräder!“ grinste Hunkele, indem er mit dem Zeigefinger einen Kreis in der Luft beschrieb.

„Nun?“ machte Franz und paßte Ernst mit einem Blick auf, aber der verriet sich mit keiner Miene.

„Da ist einem das Herz in die Hosen ge-

fallen!" sagte Hunkele, „ich habe mir das längst abgewöhnt."

„Was?" rief Franz, „du hast keinen Schatz, Albert?"

„Ich besitze deren drei," erwiderte Hunkele trocken und tat einen tiefen Zug aus seiner Tabakspfeife.

Seitdem bekam Ernst Flora Berg nicht mehr zu Gesicht, er vernahm, sie sei verreist und bliebe auch den Winter über fort. Wie sie aussah, konnte er sich kaum mehr recht vorstellen, nur der Eindruck von etwas Lieblichem, mit dunkelblondem Haar und einer roten Schleife darin, war in seiner Seele zurückgeblieben. Und in manchen Stunden dachte er an sie, wie an einen guten Stern, bis tief in den Herbst hinein.

Das Laub wurde braun, die Lüfte kühler, auf den Aeckern gingen die Raben spazieren. „Die laufen gerade so," sagte Hunkele, „als ob sie die Hände in den Hosentaschen hätten," und er machte sie nach, streckte seinen Bauch vor und nickte dazu mit dem Kopfe.

„Wie denkst du dir jetzt Gott?" fragte eines Tages Franz.

Ernst gab ihm zur Antwort, er stelle ihn sich als Geist vor, der die Natur durchwehe. „Mein Vater meint, daß die Menschen, die nach Freiheit streben, ihn einmal schauen dürfen. Ihre Seelen werden leicht und schwingen sich empor, die der andern gehen mit dem Körper zugrunde und leben nach dem Tode nicht weiter . . .“

Franz machte eine verächtliche Gebärde. „Mein Vater glaubt auch das nicht,“ sagte er, „der hat Naturwissenschaft studiert.“

Dann, dachte Ernst, wisse er's vielleicht besser als sein Vater, und er bohrte in die Welt hinein, und in den Nächten wälzte er sich schlaflos in seinen Kissen umher und rang nach Klarheit.

Hunkele schüttelte den Kopf, wenn er sah, wie er sich quälte. „Du schwitzest dir ja das halbe Gehirn heraus!“ sagte er, doch einmal blickte er fast mit Ehrfurcht in sein Gesicht und meinte, es könne etwas aus ihm werden. Das tat Ernst wohl, obschon er nicht wußte was jener sich dabei dachte, und er bekam den Burschen gern. Nun bildete Hunkele mit den beiden andern ein Kleeblatt, freilich war er das kleinste Blättchen, denn es gab Zeiten, wo es die beiden

Hauptblätter nicht für voll nahmen, jedoch bald das eine, bald das andre Eifersucht empfand, wenn eins zu sehr zum dritten Blättchen hinneigte. Indes verlor die Freundschaft zwischen Ernst und Franz keineswegs an Wärme, ersterer fuhr eben bisweilen zornig dazwischen, wenn Hunkele aus seinen Schranken heraustrat und das große Wort führen wollte, so daß er sich das bald abgewöhnte; auch war seine Art zu herzlich, als daß er hätte den Störenfried spielen können, mochte die beiden zu gut leiden und verfertigte jedem einige Vogelfallen. Hallo, nun ging es damit in den Waldtobel, da, wo das Wasser über den Felsen hinunterstürzt und die Farnkräuter voll silberner Tropfen hangen. Und im Verlaufe einer Woche saß in Franzens Käfig ein Rotkehlchen und blickte betrübt ins Freie. „Augen hat es wie Flora," meinte sein Besitzer. Manchmal führte Ernst die andern in seine Landschaft, wie er sagte: in den Wald mit den sieben Weihern, oder an den See hinunter, oder in stille Dörfer mit weißen Häusern. Wenn dann das gelbe Laub auf die glatte, feuchte Straße rieselte, der Himmel sich ver-

düsterte, aus den Schmieden die Flammen emporschlugen und das Geläute der Kühe ertönte, hakten sie einander ein, er gab den Ton an, und sie sangen und murmelten bunte unzusammenhängende Worte in dunkler Weise vor sich hin und hatten eine kindische Freude daran. „Weißt du," sagte Ernst, „in dem, was wir da singen, ist auch der Herbst," aber Franz wußte nicht, wie er das meinte, und er selber auch nicht viel besser. Nach ihren Wanderungen pflegten sie im Hinterhaus zu sitzen, Franz holte Most und Brot, und sie ließen sich's gut sein. An einem solchen Abend stand Ernst einmal am Fenster und sah im Wohnhaus vorn den alten Hildebrand bei der Lampe sitzen, die kluge Stirn über ein Buch geneigt, mit der Hand strich er seinen grauen Vollbart. Sicher las er ein naturwissenschaftliches Werk. ‚Der könnte dir Antwort geben!' dachte er, und er hätte ihn wohl eines Tages gefragt, wenn ihm nicht ein guter Zufall zuvorgekommen wäre. Auf dem Regal entdeckte er die Werke Darwins, mit dessen Bildnis, dem edeln Kopfe mit der freien Stirn, dem mutigen Forscherauge und dem weißen Bart. Mit

fiebernden Händen machte er sich darüber her, und während die beiden andern hinten musizierten, verschlang er gierig Seite für Seite. Er durfte die Bücher mit nach Haus nehmen, und nun erhob sich ein Sturm in seiner jungen Seele und schüttelte sie hin und her. Bald widerstrebend, bald mit fortgerissen sog er die neue Theorie ein, bis er nach hartnäckigem Kampfe fand, daß sie zurzeit die angebrachteste sei und daß der Mensch sich nicht zu schämen brauche, ein Tier zu sein.

* * *

Wochen waren vergangen, Wochen voll Schauer und Zweifel.

Eines Tages erwachte er aus diesem Zustand, stärker und freier.

Er hatte selber alle Konsequenzen gezogen, das Trugbild jenes willkürlichen Gottes, den man ihn lehrte, aus dem Herzen gerissen.

Nachts, bevor er schlafen ging, stand er auf dem Balkon und blickte zum gestirnten Himmel empor. Ihm war, als wehe ein kalter Hauch von da oben auf ihn herab, und das Schicksal

erschien ihm als eine Sphinx mit großen blinden steinernen Augen. Ein kühler Mut zog in sein Herz, das Leben auch so zu tragen, ohne die Aussicht auf ein blumiges Jenseits, und er trug es.

Er richtete sein Augenmerk nun auf die Nähe. Alles, was er liebte, zog er fester an sich: seinen Vater, die Erinnerungen an die Kindheit, Franz, den Wald, die Dinge in seinem Zimmer, die Tiere. In süßen Stunden der Sehnsucht aber leuchtete eine liebliche Gestalt vor ihm auf, mit dunkelblondem Haar und einer roten Schleife darin.

Seine verschiedenen Kräfte übte er so gut er konnte. Von seinen Schulaufgaben machte er die am sorgfältigsten, die er einst in seinem Leben am besten gebrauchen würde, vor allem den Aufsatz.

An den langen Winterabenden saß er bei Franz im Hinterhaus. Das Feuer brannte im Ofen, der Rock wurde ausgezogen, und ein Hämmern und Klopfen hob an, daß die Fenster zitterten. Jeder verfertigte sich einen Vogelkäfig; die nötigen Feilen, Hämmer und Bohrer hatte Hunkele gemacht und ihnen geschenkt. Als

die Gerüste aufgeschraubt waren, zogen sie die Drähte, brachten Häuschen für die Futternäpfe an und strichen das ganze mit brauner Farbe an, so daß nun jeder einen schönen, geräumigen Käfig hatte und sie sich ihren Träumen überlassen konnten, was für gefangene oder gekaufte Gäste im Frühling auf den Stäben sitzen und zwitschern würden. Franz besaß einige interessante Bücher: einen dickleibigen Band über den Vogelfang, den er bei einem alten Hafner aus dem Dorfe aufgetrieben, dann vier große Schmetterlingsbücher mit Handzeichnungen und -malereien. Die letzteren waren Ernst noch lieber, was Franz wohl wußte, und wenn er ihm eine Freude bereiten wollte, brachte er das Gespräch auf die Schillerfalter; da glühte Ernst förmlich, er schaute den schattigen Waldweg, wo sie im Juli flogen und sich mit ihren großen blaufunkelnden Flügeln an die Erde setzten, so daß man sie bei einigem Geschick mit Händen greifen konnte.

„Und wenn der Geißblattstrauch blüht," sagte er, „dann gehen wir auch wieder hin, gelt, Franz?"

„Jawohl," rief der und klopfte ihm auf die Schulter.

Das war Ernst die liebste Stunde im Tag.

Den Rest des Abends verbrachte er zu Haus mit dem Vater. Jeder las in seinem Buch. Da beschlich denn Ernst bisweilen das schmerzliche Gefühl, daß es nicht immer so bleiben werde, und er rückte dichter zu ihm heran. Der Vater hatte zwar noch ein feuriges braunes Auge, aber sein Haar war schon ziemlich weiß. Um so wärmer wollte er zu ihm sein, und wenn sie auch nebeneinander hinlebten, ohne sich gegenseitig zu verstehen, so fühlten sie doch einander und saßen oft gern beisammen.

„Siehst du," sagte der Vater gelegentlich, „dieses Buchzeichen hat noch deine Mutter gestickt."

Ernst nahm es in die Hand und nickte. Es lag mehr in den Worten des Vaters, als er fassen konnte. Und er kannte ja auch die Mutter bloß nach Photographien und nach dem großen Oelbild in dem breiten Goldrahmen, das im roten Salon hing. Oft zog es ihn dahin, und in das blasse, edel geschnittene Antlitz versunken,

fragte er sich, wie es wohl sein möchte, wenn sie noch lebte und ihre milde Hand im Hause wirkte. Aber dann gab er sich zur Antwort, daß es nie, nie so sein könne, und ging wieder. Grau lag der Winterhimmel über seinem Herzen.

4

Frühlings Erwachen

„Du, die Flora ist wieder da," bringt Franz eines Tages.

„Ist es möglich!" ruft Ernst aus. Das Blut ist ihm in die Schläfen gestiegen, er fühlt es, wendet sein Gesicht und blickt über die Felder hin. — —

Es ist Frühling.

Die beiden Freunde gehen die Straße hinauf — nach dem Wald. Links, rechts, überall sprošt das junge Gras hervor. „Dotterblumen gibt es auch schon!" sagt Ernst, weist nach einem Bach und versenkt seinen Blick in das saftige Gelb. Auf dem Acker schreitet der Sämann auf und nieder, im Bogen rinnt der Samen in die offene Erde.

Nun haben sie die Dörfer im Rücken, der Wald steht vor ihnen, und auch hier ist Frühling. Rötliches Laub drängt sich an den Eichen hervor. In den hängenden Lärchenzweigen schaukeln Stieglitze.

Sie treten ein.

Noch sind die Wege feucht, verfaultes Laub bedeckt den Boden, aber bald kommt der Weiher.

Jetzt schimmert er durch die Stämme hindurch, und jetzt liegt er vor ihnen da. Sie staunen in die frische atmende Wasserfläche hinein, mit den bauchigen Wolkenbildern darin. In den blühenden Weidenbüschen am Ufer summen die Bienen. Ein Tagpfauenauge leuchtet am Boden auf, doch fällt es keinem von beiden ein, danach zu schlagen: heute soll alles Frühling haben!

Und sie legen sich in das gewärmte Gras und blicken empor. Das singt und zwitschert, wie sie es nie gehört haben. Sie schauen, horchen auf, fühlen mit. Sie fühlen's dunkel, warum die Vögel singen, fühlen's, wie die Blätter wachsen, fühlen's, wie es sich in der Erde regt.

Und sie sind zu zwei'n.

In stummer Wonne fassen sie einander um den Hals und küssen sich auf die jungen roten Lippen.

Wie weit ist die Welt!

„Möchtest du so die Flora küssen?“ fragt leise Franz.

„Sei still!“ sagt Ernst, schlägt den Arm wilder um ihn und küßt.

Sie stehen auf und gehen am Ufer entlang. Ernst schöpft Wasser mit den Händen, hält es in den Sonnenschein: „Gott!“ sagt er mit strahlendem Blick und läßt es an die Erde fließen, daß es glitzert.

„Franz!“ ruft er; der hebt den Finger, daß er schweigen soll und geht leise einer Grasmücke nach, die im Gebüsch singt. Ernst schreitet unterdessen weiter. Ein leichtes Lüftchen weht in den Wipfeln, im Wasser, in seinem Haar. Er hebt ein altes Blatt vom Boden auf und schaut es liebreich an. Plötzlich bleibt er stehen und blickt ganz versunken vor sich hin: wie neu, wie reich an Möglichkeiten liegt sein junges Leben vor ihm da . . . und auch das von seinem Freund. Der kommt wieder, schüchtern berührt Ernst seine Schulter und sagt: „Du, wir wollen immer Freunde bleiben.“

„Ja,“ erwidert Franz, sucht seine Hand und drückt sie. — —

Am nächsten Vormittag steht Ernst hinterm Haus, gefüllt von Sonne.

Dort geht der Vater auf und ab, raucht und liest die Zeitung.

Dort blühen Taubnessel, kriechender Günsel und Ehrenpreis.

Dort liegen Balken, dort spielen Kinder, und über allem blaut der warme Himmel.

Er horcht in sich hinein, fühlt in sich ein süßes Drängen, stammelt eine Strophe, von Frühling und Freundschaft, und noch eine und noch eine, und sieh, es gelingt! Ergriffen rennt er hinauf in sein Zimmer, nimmt ein Blatt Papier und schreibt auf das Innige und Unbeholfene, das aus seiner Seele gleich einem Schneeglöckchen ins Licht sprießt.

Abends bringt er Franz das Geschriebene, der es liest, nickt und in seine Brusttasche steckt.

* * *

Mittwoch nachmittag saß Ernst daheim und arbeitete. Da klopfte es, Franz trat herein. „Du," rief er, „wir machen einen Spaziergang, der Vater und das ganze Haus. Flora ist auch von der Partie. Komm!"

Hastig nahm Ernst seinen Hut, sagte seinem Vater, daß er fortgehe, und dann brachen sie auf, Franzens Wohnung zu. Als sie dort an-

kamen, war zu ihrer Bestürzung schon alles fort. Die dicke Magd teilte ihnen mit, man sei einstweilen gegangen, droben im Fuchstobel würden sie erwartet, und sie beruhigten sich wieder. — Nun ging es halb im Laufschritt den kürzesten Weg hinauf. Der Himmel war bedeckt, es sah nach Regen aus. Wiesen, Gärten, Bauernhäuser, alles drehte sich schier an ihnen vorbei, als ob sie in der Eisenbahn säßen. „Lauf nicht so!“ rief Franz und stopfte sich ein Pfeifchen. Ernst wurde unwillig über die Verzögerung und hieb mit seinem Stock in den Straßengraben, daß es spritzte. — Endlich standen sie am Waldeingang und atmeten aus. „Hergottsakrament!“ lachte Franz, indem er sich die Stirn abwischte.

Sie bogen in die Tannen. Es dauerte nicht lange, bis sie die Gesellschaft fanden. Auf einem Steg lehnte der Bruder von Franz und skizzierte eine Baumgruppe in sein Taschenbuch, während die andern an der Halde standen und dem alten Hildebrand zusahen, der am Boden hantierte. „Aha, da wird gestochen!“ rief Franz. — „Jawohl,“ sagte sein Vater, „wir haben da einen Frauenschuh ausfindig gemacht,“ und stieß mit

ingrimmigem Behagen seine kleine Schaufel in die Erde, denn die Pflanze war trotzig und schien ihren Platz behaupten zu wollen. Flora Berg stand da, die Hände auf den Knien, den Blick auf der Schaufel. Nachdem Ernst vorgestellt worden und der Frauenschuh im Netz war, ging man weiter.

Ernst hatte Flora nicht recht gesehen, ein Schleier bedeckte ihr Gesicht. Unterwegs wurde er von Martha, ihrer älteren Schwester, und von der Schwester von Franz in Beschlag genommen und nach seinen Studien ausgefragt. Er sagte bloß immer ja! und nickte mit dem Kopf, denn vorn, an der Seite des alten Hildebrand, ging Flora. Das Haar trug sie jetzt in einem Knoten und die rote Schleife vom letzten Jahre war nicht mehr darin.

„Nun," fragte Martha, „haben Sie auch vor, nach Indien zu fahren?"

„Nein, nach Afrika."

„Gorillaweibchen den Hof machen!" rief Franz.

„Aber nein!" lachte sie und gab ihm mit einem Zweig einen leichten Schlag auf die Hand.

Draußen am Waldausgang wurde Halt ge-

macht. Der alte Hildebrand gab mit seinem Stock die Richtung an, in der sie hinunter wollten, da der Himmel dunkler würde und es losregnen könnte. Nun hatte Ernst Gelegenheit, Flora ins Gesicht zu sehen, und es wurde ihm wohl ums Herz, als ihre schönen dunkelgrauen Augen auf ihm ruhten. „Lieben Sie den Wald?“ fragte er. — „O ja,“ sagte sie und machte eine lässige Bewegung mit der Hand, als ob sie das junge Grün streifen wollte.

Auf dem Rückweg gingen die zwei nebeneinander her.

Es begann leis zu regnen, Flora spannte ihren Schirm auf, Ernst trug ihn und hielt ihn über ihre Mädchengestalt. Der Regen rieselte gleichmäßig darauf und vermischte sich mit ihrem Geplauder.

„Kommen Sie oft in die Stadt?“ fragte er sie.

„O ja, wenn ich in die Klavierstunde gehe.“

„Das muß Ihnen gut stehen — die Mappe am Arm.“

„Meinen Sie?“

„Ja, ich meine. Jedenfalls werde ich Ihnen

jetzt öfters begegnen auf dem Weg nach dem Gymnasium."

Sie lächelte.

Nachher kam Franz, begab sich auf ihre andre Seite und zog eine Spitze des Regendaches auch über sich. „Nun, Flora," sagte er, „wie hat es dir in den Bergen gefallen?"

„Gut. Da müßtest du einmal hingehen, da gibt es Matten, sag' ich dir . . ."

Ernst horchte auf, als sie einander duzten.

Später, im Plaudern, fragte Franz, ob sie sich noch daran erinnere, wie er einstens ihrer großen Puppe den Kopf abgeschlagen habe.

Nun war Ernst wieder beruhigt.

Im Dorf angekommen, machte er den Schirm zu, der Regen hatte aufgehört, der Himmel brach stellenweise blau durch das Gewölk, und die Erde duftete.

Hildebrands bogen heimwärts, Ernst und Franz begleiteten Flora und ihre Schwester noch bis zu ihrem Haus. In der Nähe desselben zog Flora langsam den Handschuh von ihrer rechten Hand. Ernst hatte den Wunsch, diese zuletzt zu drücken, und richtete es so ein, daß

sich Franz zuerst verabschiedete, und er sprach so lange mit Martha, bis der Augenblick für ihn kam. Er sah Flora fest in die Augen, als sie ihre Hand in die seine legte, faßte sie warm und erschauerte unter ihrem Gegendruck. Dann verschwand sie in der Türe.

„Komm!“ sagte er zu Franz, packte ihn um den Arm, und so schritten sie weiter. Im Gehen blickten sie noch einmal zurück, und wahrhaftig, da stand sie oben am Fenster und nickte.

„Nun?“ fragte Franz.

„Ja, ich hab' sie gern.“

„Gut,“ rief jener lustig, „gut!“ Sie zogen in die Stadt, fielen in eine Wirtsstube ein, wo sie tranken und auf den Tisch klopften, und Hunkele, den Franz herbeiholte, schmierte ihren Reden seinen Senf auf.

Nur wenn der Name Flora fiel, sah Ernst auf. Keiner, keiner durfte das verheißungsvolle Wort unlauter in den Mund nehmen.

5
Erstes Weh

Wenn Ernst am Seeufer saß, schrieb er ihren Namen in den Sand, und wenn er zu Bett ging, sagte er ihn leise vor sich hin, ganz versunken in seinen Klang.

So oft es anging, schritt er an ihrem Haus vorbei, doch sah er sie erst nach einigen Wochen wieder, an einem sonnigen Mainachmittag in der Allee vor dem Stadttor. Wie klopfte sein Herz, als ihre Schritte einander entgegenliefen! Sie hatte eine rote Bluse an, die sich ihren jungen Brüsten anschmiegte, am Arme trug sie ihre Klaviermappe. Er zog den Hut, und ihre Augen grüßten ihn.

Da war ihm wohl ums Herz geworden, in der Nacht mußte er immer und immer an das frische Bild denken, das er heute gesehen, mit offenen Augen lag er da, und am andern Tag nahm er den Schulsack noch einmal so froh unter den Arm und stürmte in den funkelnden Morgen hinein ... In der Klasse war es ihm weniger um den Cicero zu tun, als um die

Sonne, die draußen am Himmel glänzte. Nachdem er seinen Satz herunterübersetzt hatte, senkte er seinen Finger in ihren Strahl, der auf die Bank fiel, und spielte damit und suchte ein Gedicht zu formen, das zwei geheimnisvolle Augen und einen milden, mädchenhaften Gang enthielt. Seine Lage erschien ihm unerträglich; da sollte er sitzen und sitzen, während er so von Bildern bedrängt wurde. In der Mathematikstunde brachte er's kaum fertig, den dürren Zahlen an der Tafel zu folgen, und als ihn gar der Lehrer aufrief, stand er wie ein Ochs am Berge da, und nur vermittels eines energischen Fußtrittes gelang es ihm, seinen Nachbar zu bewegen, ihm die Lösung einzusagen, zu seiner Rettung. Endlich schellte der Famulus, und er atmete auf. Nun hatte er eine Viertelstunde Zeit, im Hof unter der alten Esche seine Verse weiter zu setzen, bis ihm freier ums Herz war.

„Was hast du heute?" fragte sein Vater bei Tisch, indem er ihn wohlgefällig betrachtete.

„Nichts," sagte Ernst und blickte glücklich vor sich hin.

Wenn er jetzt am Abend mit Franz im Moos umhergestreift war, gingen sie die Straße hinunter und blickten am Haus hinauf, ob sich Flora nicht am Fenster zeige. Saß sie da, dann senkte er seinen Blick in den ihren und konnte es nicht leiden, wenn Franz ihr winkte oder seinen Hut in der Luft umherschwenkte. „Liebst du sie denn auch?" fragte er einmal.

„Ach was," war die Antwort, „wir sind Spielkameraden."

Sie schritten weiter und kehrten nachher wieder um.

Im beleuchteten Klavierzimmer, das mit einem Fenster nach der Stadt sah, wurden Schatten sichtbar, und bald erklang eine sehnsüchtige Sonate. Das Fenster stand auf. Sie setzten sich auf die Bahnwärterbank neben dem Geleise, das die Straße durchquerte, und erwarteten den Einbruch der Nacht.

„Was gibt es für Wetter, Martin?" fragte Ernst den Bahnwärter.

„'s macht eine schwarze Wand dort hinten," erwiderte der und wies mit der Hand nach Westen.

„Pst!" rief Franz und hob den Zeigefinger.

Oben sangen sie.

Da klatschte einer auf der Straße in die Hände, und als sie näher hinsahen, war es zu ihrem Ergötzen Hunkele, der auf sie zukam, sie freudig begrüßte und mit der Ecke des Bänkchens vorlieb nahm.

Er klopfte auf die Knie: „Jetzt hab' ich einen Schatz, sag' ich euch — meine andern laß' ich alle dafür laufen."

„Wieso?" fragte Franz neugierig.

„Das werd' ich dir gerade unter die Nase binden."

„Braun oder blond?"

„Schwarz wie die Nacht."

* * *

Der Sonntag, der nun kam, war für Ernst ein verlorener Tag. Das Essen wurde spät aufgetragen, und es dauerte so lange, bis er zu Franz gehen konnte. Den fand er nicht daheim, das Wohnhaus war verschlossen, das Hinterhaus ebenfalls, er suchte den Schlüssel hinterm Laden hervor, drehte um und ging hinein. Wie gähnte ihn das leere Zimmer an! Er verließ es rasch,

lief ins Moos hinein, kehrte wieder zurück und wartete, aber erst gegen Abend tauchte Franz mit der Familie auf.

„Du," rief er Ernst zu, indem er ihn am Arm faßte, den dieser sachte zurückzog, „heute hättest du müssen dabei sein, wir waren am Seehorn, Martha und Flora mit!"

„Warum hast mir nichts davon gesagt?"

„Ich hab' es vorher nicht gewußt."

Ernst schwieg und starrte auf den Boden.

Und dann ging er mit gesenktem Kopf nach Hause, holte seine Bücher hervor und arbeitete, nur um seinen Aerger zu vergessen.

Vier Wochen sprach er Flora nicht wieder, ein einziges Mal sah er sie in der Stadt und erhaschte wieder einen flüchtigen Gruß.

Das war alles.

Das Gras hatte schon eine beträchtliche Höhe erreicht.

Endlich kam er wieder einmal mit ihr zusammen. Er war mit Franz im Tobel gewesen, trotz der brennenden Sonne waren sie an den Hängen herumgeklettert, hatten Segelfaltern nachgejagt und Erdbeeren gepflückt. Nun kamen

sie mit staubigen Schuhen die Landstraße herunter und bogen in den Weg ein, der zu Hildebrands Anwesen führte. Franz hielt die Hand über die Augen und spähte. „Ich glaube, dort ist Flora,“ sagte er. Ernst sah gleichfalls hin: auf der Wiese gingen drei Mädchen, die Arme ineinander geschlungen. „Komm!“ rief er, und sie steuerten auf sie zu.

Flora war wirklich dabei; in einem hellgrünen Kleid stand sie da und band sich weiße Winden um den Hut; Martha und Mathilde spielten mit der Dogge, die an ihnen hinaufbellte.

Weil die Hitze nachgelassen, kam man nach kurzem Plaudern überein, einen Spaziergang durch die Felder zu machen. Die Mädchen gingen für sich, Franz und Ernst einige Schritte hinter ihnen. Sie beobachteten die Grasmücken, die um die langen Halme flogen; eine stand in der Luft und schlug die Flügel.

Franz wurde übermütig, riß einige Löwenzahnblüten ab und bewarf Flora damit. Sie blickte um, wer wohl geworfen haben mochte.

„Du, das gibt Flecken!“ sagte Ernst, da pflückte Franz Klee und setzte seinen Spaß fort.

Ernst wurde zornig: „Hör einmal, Flora gehört mir, das wirst du wissen!"

„Jä, ja," machte Franz leichthin und warf nicht mehr.

Unterwegs gab es sich, daß Flora für einen Augenblick allein war; sie beugte sich zur Dogge nieder und fuhr über ihren Rücken mit der schlanken Hand, an der Ringe mit schönen alten Steinen funkelten. Er wollte zu ihr gehen, als sich Martha von rechts und Mathilde von links zu ihm gesellten, so daß Franz an Floras Seite kam.

„Was treiben Sie immer?" fragte Martha.

„Ich lese jetzt viel in den alten Dichtern."

„Auf einmal?"

Mathilde fuhr sich über die Stirne. „Halten Sie die Musik oder die Dichtkunst für die höhere Kunst?" fragte sie.

„Ja," erwiderte Ernst zerstreut, er hörte, wie hinten sein Name genannt wurde. „Sehen Sie dort den Raben!" rief er aus, gleichsam um die Mädchen von sich abzulenken, und horchte auf. Flora sprach. „Angehören!" sagte sie, „er gefällt mir ganz gut, aber darum gehöre

ich ihm doch nicht an, dazu bin ich überhaupt zu jung." — „Natürlich!" lachte Franz, „er sagte mir aber — er liebe dich," fügte er spöttisch hinzu, und Ernst, der sich umsah, bemerkte gerade noch, wie jener eine großartige Geste dazu machte, dann plötzlich abbrach und vom Wetter redete.

In Ernst wogte es. ‚Ist das Franz?' dachte er, und ein Gemisch von Scham und Schmerz stieg ihm bis in die Kehle hinauf.

„Was denken Sie?" fragte Martha.

„Die Musik oder die Dichtkunst? Ich weiß es nicht."

„Ich glaubte, Sie wüßten alles."

„Ich danke Ihnen," sagte Ernst und verbeugte sich.

Sie machten Halt; ein Gewässer lag vor ihnen, an seinem Rande wuchsen Büsche und Pappeln. Da standen sie nun. Flora ließ die Hände hängen und blickte vor sich hin, und jetzt bemerkte Ernst, daß ihre Augen der Flut ähnlich waren, in die sie sich verloren. Niemand sprach. Bannte sie die Hitze oder die Stille oder der Duft des Wassers? Wie gern wäre er auf Flora zugegangen, hätte ihre Hände

gefaßt und ihr alles gesagt. Es wäre ihm nicht schwer gefallen, einen Augenblick mit ihr allein zu sein, aber er fühlte, wenn er jetzt schon spräche, könnte er alles im Keim zerstören, und doch drängte es ihn mächtig zu ihr. Zum erstenmal in seinem Leben durchfloß ihn eine solche Welle von süßem Weh, daß er am liebsten in ihr versunken wäre. Dort in der feuchten taligen Wiese schimmerten Tausende von weißen hochstengligen Blumen, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er rannte hinein, tauchte hinein, pflückte und raffte, als ob sein Leben davon abhinge. Dann kam er wieder. „Das ist für Sie!" stammelte er, indem er ihr die Blumen reichte.

„Ich kann sie ja kaum tragen," rief sie und dankte ihm mit einem Blick.

Wieder hatte ihn das Glück angestrahlt, er ging eine Weile darin auf, dann trübte es sich ein wenig, als auch Franz ihr einige Blumen brachte — die sie zu den andern legte.

Sie traten den Heimweg an.

Die Sonne stand im Westen und zog Wasser.

Auf der Landstraße trennte man sich; Mathilde war schon früher abgebogen. Ernst blickte den

beiden Mädchen nach, wie sie allmählich seinem Auge entschwanden, dann wandte er sich auch zum Gehen.

„Wohin?" fragte Franz.

„Nach Haus."

„Ich begleite dich ein Stück."

Sie nahmen schweigsam den kürzeren Fußweg, der an Arbeiterhäusern vorbei in die Gegend führte, wo Ernst wohnte. Etwa in der Mitte desselben, vor einem Markstein, blieb Franz stehen. „Bis hierher," sagte er. Es war das erste Wort, das gesprochen wurde. Auch Ernst war stehen geblieben.

„Du bist etwas verstimmt, wie mir scheint?" sagte Franz.

Ernst sah ihn an, und jener mußte den Blick senken.

„Ich weiß nicht, was du hast!" rief er mit einer trotzigen Bewegung.

„Ich will es dir sagen. Erlaube mir aber zuerst eine Frage: Liebst du Flora?"

„Ich? Wie kommst du darauf! Ich hab' es dir schon einmal gesagt: wir sind Spielkameraden."

„Gut, ich wußte, daß du nicht so für sie empfindest, wie ich, sonst hättest du mir damals auch nicht von ihr gesprochen. Aber jetzt, wo du siehst, daß sie mir gefällt, möchtest du sie mir nicht gönnen. Neidisch wärst du, wenn sie mich liebbekäme, und darum hast du deinen Freund bei ihr verlacht!"

Er ließ Franz stehen und ging mit festem Schritt nach Haus.

Als er heute, früher als sonst, seinem Vater Gute Nacht wünschte und in sein Zimmer ging, um sich schlafen zu legen, fühlte er sich verlassen. Wie glücklich war er die Zeit über gewesen, wie hatte ihm Franz doch immer ein frisches, offenes Herz entgegengebracht, und jetzt, wo Flora sein Leben noch mehr vergoldete, zeigte er sich von einer so häßlichen Seite. Nun hatte er keinen Freund mehr, und ob die Geliebte für ihn empfinde, wußte er nicht. Aber er wird es versuchen, sie früher oder später zu erringen, und mit einem Trotz auf seinen jungen Lippen schlief er ein.

6

Träume

Das regnete, das regnete.

Ernst trat an das Fenster seines Zimmers und drückte die Stirn gegen die Scheibe. Der Sommer begann sich zu neigen, und er wußte noch nicht, ob sich Flora etwas aus ihm machte. Das einzige, was ihm glückte, war, sie einige Male von der Stadt heimzubegleiten, sonst hielt sie sich sehr hinter ihren grünen Fensterläden versteckt.

Er setzte sich an den Tisch.

Die Regentropfen rieselten am Fenster hinunter, wie damals, als er noch ein Knabe war und bei der Großmutter saß, hier im selben Zimmer, und sie ihm erzählte — von den Schiffern und vom Wind, von fremden Erdteilen und von den Bergen ihrer Heimat. Er meinte sie zu sehen, dort auf dem Sofa, meinte es zu fühlen, wie ihre alten Hände über sein Haar glitten. Ja, und eines Tages starb sie und war nun tot wie seine Mutter. Wie mochte die wohl gewesen sein?

Er legte den Kopf auf den Arm, schloß die

Augen und summte vor sich hin. Als er wieder aufblickte, hatte er ein Gedicht:

Meine Mutter sang
Ueber meine Wiege,
Bis zu Flur und Stiege
Flog der süße Klang.

Meine Mutter wand
Garn im Sonnenscheine,
Und sie hatte eine
Zarte, weiße Hand.

Mutter war sehr schön —
Hör' ich alle sagen,
Und ich will nicht klagen,
Daß ich es nicht gesehn.

Das schrieb er in ein Buch mit altem weißen Papier, mit goldenem Schnitt und blauem Deckel. Es stammte von seiner Mutter. Nun standen seine Verse darin. Er blätterte. Manche wehe Stunde und manche süße Hoffnung, aufbäumender Zorn und altkluge Spruchweisheit blickten ihn mit verschleierten Augen daraus an, und je länger er nachdachte, um so mehr rötete sich seine Zukunft. Mutig stand er auf und trat wieder ans Fenster. Der Regen wollte noch nicht nach-

lassen, aber wer kam denn da die Straße herauf? Franz war es, in seinen Wettermantel gehüllt schritt er auf das Haus zu. Ernst lächelte überrascht, dann nahmen seine Züge einen kühlen und gespannten Ausdruck an, der sich verschärfte, als es klopfte. „Herein!" rief er. Franz grüßte kurz und setzte sich auf den Stuhl, den ihm Ernst anbot.

„Es regnet," sagte er.

„Ja, es regnet," entgegnete Ernst.

„Du," begann Franz nach einer Weile, „ich denke, ein Mädel ist nicht wert, daß wir deshalb auseinander kommen, was meinst du dazu?"

„Du weißt, mir ist Flora viel wert."

„Nun ja, mir weniger, und das wollte ich dir mitteilen; die Sache von damals hat mir leid getan und wird nicht mehr passieren."

„Dann ist es gut," sagte Ernst und reichte ihm die Hand.

Im Verlauf einer Stunde waren sie wieder die alten. Franz tischte die große Neuigkeit auf, daß Hunkele Schauspieler werden wollte; nur wisse er noch nicht, ob er besser auf die Bühne oder zum Tingeltangel passe. Jedenfalls

errege der Kittel, in dem er jetzt stecke, täglich sein Mißbehagen mehr. Ernst sagte, es sei möglich, daß er heute herauskomme, und er hatte sich nicht geirrt; als es Nacht wurde und die Laternen auf der Straße brannten, erscholl sein wohlbekannter Pfiff. Sie riefen ihn herauf, und nun trösteten sie sich zu dritt über das schlechte Wetter.

Hunkele kramte in seiner Jacke herum und holte zwei Bändchen der Volksbibliothek heraus. „Seht," rief er, „das ist jetzt meine Welt. ‚Die Räuber' von Schiller, ‚Die Grille' von der Charlotte und hier" — seine Hand verschwand und erschien wieder mit einem blauen Heft — „hier ist ‚Die Schlange' von Alberto Hunkele."

„Potz Blitz," lachte Franz und machte sich darüber her. Ernst sah auch hinein, nur mußte er bald den Mund verziehen, ihm war, als hätte er in eine saure Stachelbeere gebissen.

„Wann hast du denn das gemacht?" fragte er jovial.

„Wann? In der letzten Woche in Kompanie mit Schlotterbeck; der hat sich auch zu dem

‚bunten Leben' entschlossen. Jeden Abend sind wir auf seiner Treppe gehockt und haben die Tragödie zusammengeschustert, bis wir uns selber nicht mehr sehen konnten und an den Nasen fühlen mußten, welcher der Hunkele und welcher der Schlotterbeck war. Die alte Häfele ist aus der Stube getreten — weißt, Franz, die mit dem langen Zahn — und hat uns einen Kerzenstummel gebracht. ‚Ihr seht ja nichts,' meinte sie. ‚Ach was,' hab' ich geantwortet, ‚helle Köpfe brauchen kein Licht, die leuchten im Dunkeln.'"

Ernst trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter. „Hunkele," begann er feierlich, — „du bist ein unbezahlbares Kamel!"

Hunkele grinste befriedigt, langte einen Apfel aus seiner Hosentasche und begann ihn zu verzehren.

„Jetzt fehlt bloß noch der Hausmann," sagte Ernst.

„Wer?" fragte Hunkele.

„Der Hausmann aus meiner Klasse."

Franz ging ein Licht auf: „Aha, der mit den Aepfelbacken, mit dem du in letzter Zeit gehst?"

„Akkurat derselbe. Der könnte den Brummbaß abgeben, dann wäre das Quartett in der Reihe. Das ist ein Kerl, sag' ich euch! Vor einem Vierteljahr ging er noch jeden Sonntag in die Kirche und sang mit einer Miene, die einer alten Jungfer alle Ehre gemacht hätte, die demütigsten Lieder und hielt mich für einen Mordsketzer, wenn ich darüber Späße machte. Sonst ließen wir einander laufen. Nun treff' ich ihn vor einer Woche im Stadtgarten mit einer großen Tabakspfeife. Wir reden zusammen, und er sagte mir, er sei jetzt auch in mein Lager übergegangen, der Gondolier Simon hätte ihm soeben den Darwin beigebracht!"

„Heiliges Gewitter," lachte Franz, „das ging aber im Galopp."

„Ja, einen Handschuh kann man nicht schneller ausziehen, als er den Kirchenrock. Möge er am Nagel hängen bleiben! Nun, um seine physikalischen Kenntnisse beneide ich ihn, die muß man ihm lassen, und auch sonst ist er gescheit und eine fidele Haut. — Wirf nur den Butzen zum Fenster hinaus!" wandte sich Ernst an Hunkele, der mit seinem Apfel fertig war.

Die alte Babette wollte ihnen eine Lampe bringen, mußte aber wieder damit abziehen. Der ungewisse Schein der Straßenlaternen genügte ihnen und der Fall des Regens war Musik für sie. Hunkele hatte sich auf dem Sofa breit gemacht. Franz hockte auf einem Schemel, und Ernst lag am Boden mit halbgeschlossenen Lidern. Jeder befand sich in seiner Zukunft. Hunkele trällerte ein Wiener Couplet, Franz schwärmte von Indien, während Ernst auf einem weißen Hengst durch die Nacht ritt, und wohin er kam, strahlte ein magisches Licht von ihm aus und fiel in die Herzen der Menschen; vor ihm schwebte Flora in der Luft, einen blühenden Zweig in der Hand; davon aber sprach er kein Wort ... Ein Läuten schreckte sie aus ihren Träumen auf.

„Du wirst zum Nachtessen müssen," meinte Hunkele mit bedauernder Miene. „Nein, nein," tröstete ihn Ernst, „es ist die Hausglocke, laßt euch ja nicht stören! Babette bringt uns übrigens bald etwas für Kehle und Zähne." Er ging hinaus, zu sehen, was es gäbe. Im nächsten Augenblick erschien er wieder, in der einen Hand

die Lampe, in der andern einen pausbäckigen Jüngling.

„Das ist der Hausmann," sagte er vorstellend. Die beiden lachten.

Hausmann wußte nicht was und wie, sah einen um den andern an und nahm schüchtern Platz.

Endlich ermannte sich Franz. Mit tunlich ernster Miene sagte er: „Sie sind auch Darwinianer, wie ich höre?"

„Wieso?"

Hunkele klopfte sich halb verlegen, halb belustigt aufs Knie, und auch Ernst betrachtete Hausmann mit verhaltenem Lachen, so daß er schließlich den Braten roch. Mit emporgezogenen Augenbrauen holte er ein Etui hervor, begann sich eine Zigarette zu drehen und sagte mit komischem Pathos:

„Bin ich unter die Possenreißer geraten?" Nun ging das Gelächter los.

„Hausmann," lobte Ernst, „das hast du gut gemacht."

Der tat selbstzufrieden ein paar Züge, dann bewies er sein Wissen und hielt einen Vortrag

über das alte Rom, die Froschlurche und besonders über die Elektrizität, daß alle die Ohren auftaten, eine lebhafte Stimmung sich entwickelte und die Funken aus ihren Köpfen nur so herausblitzten.

Das war ein fröhlicher Abend.

In den kommenden Monaten führten sie nach Hunkeles Ausspruch ein richtiges Junggesellendasein, rauchten, tranken, machten die Gegend unsicher oder lagen im Gras. Auch Hausmann schloß sich ihnen an; er war der einzige, mit dem Ernst philosophieren konnte; hatte der eine neue „Wahrheit“ ausgeheckt, dann senkte er das Kinn in die Hand und dachte mit der Miene eines antiken Weltweisen darüber nach, um sie nachher meistens zu bestätigen. Auch sangen die beiden Freiheitslieder auf die Stadt hinunter und schworen sich, der neuen Zeit das Banner in ihrer Heimat vorauszutragen. In der Schule bestand ihr Hauptspaß darin, die Heuchler oder die Dummen unter ihren Kameraden zu foppen.

Eines Nachmittags zog ein Gewitter herauf gerade während der Religionsstunde.

„Hörst du, Florian,“ flüsterte Ernst seinem Hintermann zu, der mit ergebenem Gesicht den

Worten des Vikars lauschte, „hörst du, wie da oben Gott mit den Erzengeln pokuliert?"

„Und jetzt leeren sie ihren schäbigen Rest auf die Erde," stimmte Hausmann bei, als ein sanfter Regenguß erfolgte.

Der arme Florian war fassungslos und sandte nur einen stillen Blick zur Decke empor.

* *
*

Der November brachte Ernst eine Ueberraschung.

Er schlenderte in der Stadt umher und sah die Schaufenster an, da traf er Flora, gerade wie sie in einen Laden treten wollte; er zog den Hut, und sie kam auf ihn zu und begrüßte ihn. „Mama läßt Sie fragen," sagte sie, „ob Sie nicht morgen abend mit Franz zu uns zum Tee kommen wollen?" — „Gern," brachte Ernst heraus. „Also um sieben Uhr," nickte sie, reichte ihm die Hand und verschwand mit einer anmutigen Wendung des Kopfes im Laden.

Als er dann mit Franz in das alte Haus trat und die Wendeltreppe emporstieg, wurde ihm warm zumute; hier walteten Frauenhände,

ein Gefühl, das er lange entbehrt hatte. Die Mama empfing sie, eine gut erhaltene, etwas üppige Frau. „Das ist recht," sagte sie, „daß die jungen Herren einmal zu uns kommen."

Ernst tanzte es vor den Augen, wie von tausend farbigen Schimmern; Martha sprühte vor guter Laune, und Flora saß in einem duftigen gelben Kleide, eine lila Chrysanthemumblüte an der Brust, im Fauteuil, ließ eine Hand über die Lehne hängen und lächelte. Der Teeapparat summte. Das alles hüllte der Lampenschirm in ein rötliches Licht.

„Nun, Herr Graf," sagte Flora, „jetzt können wir bald Schlittschuh laufen."

„Ja, und in einem Schlitten sitzen mit sausenden Pferden."

„Ach ja," klatschte sie in die Hände, „aber silberne Glöckchen müssen sie anhaben."

„Nein, eine Kuhglocke um den Hals," lachte Franz und schnellte mit den Fingern.

Martha meinte, sie fahre lieber auf einem Hocker den Berg hinunter, wie ein kleines Mädchen. Da tanze nämlich die ganze Welt um einen herum; freilich, eine Schleppe dürfe man

nicht am Kleide haben! „Fahren wir, Herr Graf, morgen, übermorgen, wann Sie wollen!"

„Morgen abend!"

„Kinder!" mischte sich die Mama hinein, „an sich ist das Hockerfahren ja ein prächtiges Vergnügen, und ich würde es zu gern erlauben. Wenn euch aber der Nachtwächter sieht, tutet er's im ganzen Ort herum. Das waren wieder Bergs, heißt es dann." Und sie hielt die hohle Hand wie ein Horn vor den Mund und machte den Nachtwächter nach, indem sie einige langweilige Töne hineinstieß. „Meint ihr," lächelte sie, „ich möchte nicht auch noch ganz gerne — Hocker fahren?" Und nickte den beiden Jünglingen zu.

„Aeh," rief jetzt Herr Berg vom Tisch herüber, „nimm doch keine solchen Dummheiten in den Mund, Auguste! Ich möchte zu Nacht essen." Und strich seinen grauen Bart zurecht.

„Wie du befiehlst, Papa!"

Man setzte sich zu Tisch.

„Die Jugend soll leben!" sagte Frau Berg mit lachendem Mund.

Die Gläser klangen.

Ernst war dankbar: nun hatte er sie vor sich, diese Augen. Er sprach wenig, oft verstummte er ganz: das verheißende Wesen Floras, das die Wohnung erfüllte, strömte auf ihn über und berauschte ihn.

Nachher, als er zum Abschied ihre Hand in der seinen gehalten hatte und mit Franz wieder auf der Straße stand, unter der Laterne, wo sich ihre Wege trennten, kam er erst ganz zu sich, er merkte mit freudigem Schreck, daß er heute Flora um vieles nähergetreten war. Eine süße dunkle Hoffnung stieg in ihm auf, er blickte in den rieselnden Schnee und legte in seinem Taumel den Arm um die Schultern des Freundes. Der rührte sich indes nicht, sondern sagte nur:

„Jetzt wirst du wohl den ganzen Tag mit ihr Schlittschuh laufen, wie?"

„Ich?" gab Ernst abwesend zur Antwort, dann reichten sie einander die Hand, wie immer, und traten den Heimweg an.

7

Ein Abschied

Franz sollte in die Fremde gehen, in eine Ziegelei, weit hinauf nach Norddeutschland, wo es Wölfe gibt und lange kalte Winter. Das war wie ein Nebel auf Ernst gefallen. Zwar hatte ihn jener noch öfters gekränkt, so auf dem Eis, indem er als der bessere Schlittschuhläufer Flora einige Male von seiner Seite wegholte; sie hatte dabei eine grausame Freude gezeigt, daß er sich ärgerte; aber er glaubte, sie wolle ihn damit nur reizen, und auch Hunkele bestätigte es. Trotzdem spielte er die Rolle des unglücklichen Liebhabers und hängte die Bilder Heines und Lenaus über seinen Schreibtisch. Jetzt aber griff das Leben mit harter Hand in ihre Traumhäuser und warf sie übereinander. Die Zeit des Geißblattstrauches und der Schmetterlinge war vorbei. Mit nachdenklicher Miene gingen sie umher, jede freie Stunde verbrachten sie zusammen.

So saßen sie auch einmal beieinander. „Paß auf!" sagte Franz, holte ein Brettchen und

nahm einen Brocken Lehm in die Hand. „Bevor ich fahre, möchte ich dir etwas machen, Ernst." Dann bat er ihn, stillzusitzen, und begann ihn zu modellieren.

„Willst du mich abkonterfeien?" fragte Ernst ungläubig.

„Pst!" rief jener.

Nach Ablauf einer Stunde durfte Ernst aufstehen. Er sah seinem Freund über die Schulter auf das Brett und erkannte im Ton seine Züge; war das Relief auch nicht gerade getroffen, so wies es doch einige Aehnlichkeit auf.

Darüber geriet die Familie Hildebrand in freudige Aufregung.

„Vielleicht wirst du noch ein Künstler," sagte Ernst.

Franz goß das Ding am andern Tag und schenkte es ihm, für das Gedicht, das er ihm einmal gebracht hatte. Es nahm sich gut aus, sie sahen es in einem fort an und hatten eine große Freude damit, die sich darin ausdrückte, daß sie sich an den Armen packten und im Zimmer herumschwangen.

Wenn das Wetter es gestattete, schweiften sie

im Moos umher, wo sie immer miteinander gewesen waren. Franz nahm dann sein Waldhorn mit und entlockte ihm ein paar sehnsüchtige Weisen. Manchmal, bemerkte Ernst, wendete er das Rohr in der Richtung nach der Korkfabrik; er sagte aber nichts, sondern versank in dieselbe Wehmut wie jener.

Am Abend vor der Abreise saßen sie im Hinterhaus zwischen dem Aquarium und den Vogelkäfigen aneinander gelehnt und traurig. Als gar Mathilde mit der Magd den Koffer hereinstellte, konnte sich Ernst nicht mehr halten; unaufhaltsam flossen ihm die Tränen auf den Rock!

Zu guter Letzt kam Hunkele, klopfte seine verschneite Mütze aus und hockte sich in einen Winkel, um die beiden Freunde einander zu lassen.

Die Lampe flackerte.

„Jetzt werd' ich bald auf den Brettern stehen," sagte er nach einer Weile.

„Nun, Albert, wirst du's auch nicht bereuen?" fragte Franz still.

„Da kennst du den Hunkele schlecht."

„Und was meint denn deine Mutter dazu?"

„Meine Alte? Die will nichts davon wissen, daß ich zu den Bretterhopsern und Scheuerpurzlern gehe. Aber wartet nur, wenn sie einmal hört, ich sei wirklich rasiert und daß ich Gage, Gage kriege, dann lacht die Hunkele, daß ihr der Bauch wackelt.“

Nachdem Franz abgereist war, lebte Ernst wieder mehr für sich, arbeitete, trieb sich in den Wiesen herum, fischte mit Hausmann, besuchte das Theater. Ab und zu war er bei Bergs. Wie freute er sich immer, wenn die Türe des Klavierzimmers aufging!

8

Die Trennung

Es war noch kalt, Bäume und Sträucher standen noch kahl, nur in den Gärten wagte sich hin und wieder eine gelbe oder weiße oder blaue Krokusblüte hervor, und Ernst ging mit einer bangen Unruhe umher. Allmählich aber begann es sich überall zu regen, die Wiesen wurden grün, die zottigen Hummeln flogen, und die Amsel auf der Tanne, an der er auf dem Schulweg täglich vorüber mußte, sang wie alljährlich ihr Lied.

Ernst schnitt ein Weidenstämmchen ab, schälte die Rinde und machte sich eine Flöte daraus, wie er als Knabe zu tun pflegte. Damit konnte er nun stundenlang am Ufer sitzen, frohe und einsame Töne vor sich hinblasen, die sein Herz entzückten; stand ihm doch eine Zeit bevor, die ihm viel junges Glück verhieß.

Es kam nicht so.

Er schritt an einem Nachmittag die Straße, die zu Bergs Haus führte, hinauf, betrachtete die ausschlagenden Kastanienbäumchen längs des Trottoirs und freute sich über die Goldkäfer an

der Erde, als er auf einmal Martha bemerkte. Er begrüßte sie am Gittertor und mußte erfahren, daß Flora auf ein Jahr in die Französische Schweiz käme, in Pension.

Er konnte nichts darauf erwidern. „Wann?" fragte er nur. — „In vier Wochen."

Er senkte den Kopf und ging heim.

* * *

Immer näher rückte die Abreise.

Einige Tage vorher war Ernst noch einmal bei Bergs eingeladen. Nach dem Abendbrot führten ihn die beiden Mädchen ins Klavierzimmer. Martha spielte und sang, während er mit Flora am Ecktisch saß und plauderte. Sie gab ihm ein Album und bat ihn, etwas hineinzuschreiben. Er steckte es in die Tasche und versprach, es am Tag, bevor sie abreise, in den Garten zu bringen.

Sie kam ihm heute weicher vor als sonst.

Sie trug ein schweres weißes Kleid. Da sie sich müde fühlte, hatte sie ihre blauen Hausschuhe angezogen; das nahm sich warm aus.

Er blickte voll Verlangen auf ihre Hand.

Er wollte ihr noch etwas sagen, fand indes nicht das rechte Wort. Heute aber mußte es gesagt sein, das wußte er; wie glühend saß er da.

Als Martha für eine Weile hinunterging, um Obst zu holen, klopfte ihm das Herz bis zur Kehle hinauf.

Er stand auf.

„Flora," flüsterte er, indem er seine Hand auf ihre Schulter legte, „wollen Sie in der Fremde an mich denken?"

„Ja," hauchte sie und blickte ihn mit ihren großen Augen an, daß ihn schauerte.

In diesem Augenblick trat Martha mit einer Schale Birnen herein.

Die Nacht, die nun kam, verbrachte Ernst schlaflos; zwischen Weh und Freude wälzte er sich in seinen Kissen umher. Endlich wußte er, daß er ihr nicht gleichgültig war, und doch sollte er sie jetzt ein ganzes Jahr nicht sehen dürfen! Er stand sehr früh auf, ging in den Hof hinunter, holte seinen Raupen Futter und suchte sich durch allerhand Beschäftigung zu beruhigen, ohne daß es ihm gelang. Schließlich war er

froh, als es Zeit für ihn wurde, in die Schule zu gehen.

Erst an dem Nachmittag, wo sie ihn im Garten erwartete, wich seine Aufregung einer bangen Ruhe. Bald durfte er ja bei ihr sein.

Die goldenste Maisonne leuchtete in den Fliederblüten, die über die weiße Mauer hinaushingen. Er öffnete die Tür und trat ein. Flora hatte im Laubgang gestanden und führte ihn nach hinten in eine Ecke, wo eine einfache Holzbank war. „Ich kann nicht lang bleiben," sagte sie, „Mama hat Besuch, und ich soll bald wieder oben sein." Er reichte ihr das Album, sie wollte hineinsehen, aber er bat sie, sie möchte es erst nachher öffnen, wenn sie allein sei. Sie setzten sich und sprachen kaum ein Wort, er hatte ja neulich gesprochen. Er nahm ihre Hand in die seine, die Blätterschatten zitterten im Kies.

Bald stand sie auf. „Ich muß Ihnen jetzt Lebwohl sagen!" sprach sie.

„Lebwohl, Flora!" sagte er, indem er sie an sich zog und einen langen Kuß auf ihren jungen Mund drückte, den sie ihm überließ, doch war er kühl und zuckte ängstlich, und in ihren Augen lag

ein seltsam klagender Ausdruck, den er nicht verstand, so daß er litt.

Sie begleitete ihn bis zur Gartentür; noch einmal preßte er ihre Hand.

Und dann lief er fort ins weite Moos, wo er einige Stunden blieb, geschüttelt von all seiner unerfüllten Sehnsucht. Er hatte sich alles anders vorgestellt, warum war sie vorhin so ängstlich gewesen? Doch hatte er sie geküßt, geküßt, und wenn sie hier geblieben wäre, würde sie ihm ihren Mund bald mutiger reichen! Aber sie fuhr ja morgen fort, und er war wieder allein mit seinem hungernden Herzen. Er streckte seine Arme aus, der blutrot sinkenden Sonne entgegen, und es löste sich in ihm auf, langhin legte er sich an die Erde und schluchzte:

„Ist das die Liebe?"

Die Wiesen rochen schon feucht, als er aufstand.

Er wäre Gott weiß wohin gelaufen, wenn er nicht Hausmann getroffen hätte, der Steine warf. Mit dem setzte er sich in den „Blauen Löwen" zu einem Glas Most. Sein Kamerad schien seinen Schmerz zu ehren, wenigstens blickte er mit gesenkter Stirn in sein Glas, wie er.

Mit einbrechender Nacht schritten die beiden die mondhelle Straße hinunter und sangen Flora noch ein Lied zum Abschied; sie erschien am Fenster ihres Schlafzimmers und dankte mit der Hand. Nun hoffte Ernst wieder. In aller Morgenfrühe hatte er am Bahnhof noch einige Minuten ihre Gegenwart, dann setzte sich der Zug in Bewegung, trostlos blickte er ihm nach, wie er in die Ebene hinausrollte. Er stieg zum Wald hinauf. Es regnete leis, in den Tannen zwitscherten die Vögel. Auf einmal wurde er sich seiner ganzen Verlassenheit bewußt. Wie ein Reifen legte sie sich ihm um die Brust. Ein Mensch kam den Steg herauf: der Landbriefträger, und grüßte. Nie hatte er einen Gruß so warm erwidert, wie den seinigen. Zuletzt, als die Stimmen des Tages lauter wurden und drüben auf der Straße die ersten Fuhrwerke hinrollten, schüttelte er ab, was ihn quälte, und schlug stillgemut den Heimweg an: er nahm sich vor, tüchtig an sich zu bauen, damit er bis zu ihrer Rückkehr freier, stärker und schöner werde.

9

Der Steuermann

Nachdem Ernst den ersten Schmerz der Trennung verwunden hatte, fing er an, sich in seiner Einsamkeit einzurichten, wie in einer kühlen Grotte, in der sich's leidlich wohnen und dem Tropfenfall des Lebens lauschen läßt. Nur wenn er zählte, wie viele Tage noch hinunterrinnen mußten, bis er Flora wiedersehen durfte, empfand er bittere Sehnsucht, und das um so mehr, je klarer seine Phantasie war und er sich in sie verwühlte — so nach der Schule, wenn er die großen Lieder der Liebe las. Als er an einem stürmischen Abend bei Hildebrands saß und ihr Name zufällig genannt wurde, eilte er hinaus, daß sich der ganze Tisch wunderte. Er glaubte sie ganz deutlich zu sehen, er lief die feuchte Straße nach ihrem Haus vor, sang in den Sturm hinein und berauschte sich daran, wie er in den Bäumen ihres Gartens wühlte. Nachher kehrte er in die Gesellschaft zurück und setzte sich gelassen an seinen Platz; Mathilde lächelte; sie allein wußte, daß ihm wieder

ein Gedicht in die Hände gefallen war, und knüpfte erst das Gespräch fort, als er selber den Faden wieder aufnahm.

So lebte er mit sich und ihrem Bilde dahin und blickte mit verträumten Augen ins Ungewisse, bis er eines Tages einen Menschen kennen lernte, der ihm eine Zeitlang sein Schifflein steuern half.

Es war an einem warmen Sommerabend, als er mit dem alten Hildebrand und Martha Berg am Flußufer Pfeilkraut aushob, da deutete das Mädchen auf einen jüngeren Mann, der unter einer Weide saß und schrieb. Herr Hildebrand sah auf: „Das ist ja der Störri, ein Freund von meinem Sohne Emil," sagte er.

„Was tut der?" fragte sie. In demselben Augenblick fuhr der Neuling blitzschnell mit der Hand an die Erde und hatte eine Schlange gefangen, die er am Schwanz in die Höhe hob.

„Dummes Tier," sprach er zu ihr, „für diesmal sollst du mit heiler Haut davonkommen. Wär' ich an dir erschrocken, dann hättest du keinen Sterblichen mehr zum Apfelessen verführt."

Martha lachte, und da merkte er, daß er be-

lauscht worden war, und kam näher. „So, Sie sind es, Herr Hildebrand?“ lachte er, „guten Abend! Hat sich diese Schleicherin um meinen Fuß ringeln wollen, gerade während ich schrieb. Nun, 's ist bloß eine Ringelnatter, aber meinen letzten Gedanken hat sie mir doch verscheucht, das Luder.“

Nachdem der alte Hildebrand bestätigt hatte, daß es eine Ringelnatter war, ließ sie Störri zu ihrem großen Vergnügen wieder ins Wasser.

Ernst betrachtete ihn: er hatte einen schönen Kopf mit stolzen und verträumten Zügen; er half nun auch das gewünschte Kraut ausgraben, worauf er sich ihnen anschloß. Er war frisch aus München gekommen, um in der heimatlichen Sonne einige Märchen auszuhecken, wozu ihn die Seelandschaft besonders aufmunterte. Das gefiel Ernst, und er vertraute ihm dafür auf dem Wege an, er besäße auch eine Handvoll eigner Gedichte.

Störri hätte sie gerne gelesen.

Ernst brachte ihm das Buch.

Am Morgen darauf kam ihm jener auf dem Schulweg entgegen und gab es ihm zurück. „Ich

hätte das in Ihrem Alter nicht gemacht," sagte er. „Wenn Sie gehörig an sich bauen, kann aus Ihnen ein Dichter werden. Möchten Sie das?"

Ernst wurde rot und wollte es zuerst nicht glauben, daß er ein Dichter werden könne, aber Störri mußte es doch wissen, da er selber einer war.

Und nun schlossen sie sich enger einander an.

Womit Störris äußerer Mensch seinem viel jüngeren Kollegen besonders zu imponieren wußte, war die Herablassung, die er den Einwohnern der Stadt zuteil werden ließ. Vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter herab erklärte er sie für Pfahlbürger, und wenn er in die Notlage kam, ein bekanntes Exemplar grüßen zu müssen, so machte er das so, daß er an seine helmförmige Mütze zwei Finger kurz anlegte, so wie etwa ein Offizier aus einem fremden Stern die Bewohner der Erde gegrüßt haben dürfte, ein Gruß, den auch Ernst sich zulegte und den Hausmann sofort ins Barock übersetzte und bei jeder Gelegenheit anwandte, was zur Folge hatte, daß sich Störri einen Hut anschaffte.

Mittags und abends, wenn die meisten Leute unterwegs waren, postierten sich die drei an der „Lästerecke", da, wo die Gasse, in der Störri wohnte, in die Hauptstraße der Stadt mündete, und übten Kritik. Wer dem gerade Vorübergehenden den treffendsten Namen anhängte, wurde mit Gelächter belohnt. Hausmann rekapitulierte immer, was er tags zuvor gelernt hatte.

„Wo bleibt denn heute der graue Affe?" rief er eines Abends wie nebenbei.

„Mich wundert es auch, daß der graue Affe sich nicht zeigt," entgegnete Störri trocken; „er wird in seinem Käfig sitzen und Hefte korrigieren," schmunzelte er hinzu.

„Dort kommt die breite Langeweile!"

Ernst und Hausmann griffen an ihren Helm, und die Frau Staatsanwalt nickte, konnte indes nicht umhin, im Weiterwackeln für sich den Kopf zu schütteln.

„Gebt acht, das Rathausgespenst erscheint!" sagte Hausmann, als ein dürrer Schreiber hertrottete.

„Man sollte es anzünden!" meinte Störri.

„Man sollte es ganz entschieden anzünden!"

„Meine Herren," rief Ernst aus, „es ist Zeit, daß wir uns nach Haus verfügen — der Vollmond ist aufgegangen!" Und er wies auf die Glatze ihres Buchhändlers, der, die Hände in den Hosentaschen, unter die Ladentüre trat.

So machten sie sich über ihre „Zeit" lustig.

Wenn aber die beiden Dichter allein waren, besprachen sie ihre Pläne und berauschten sich an der Zukunft.

Es kamen heiße Monate für Ernst, denn weil er sich nun seiner Kraft bewußt war, schürte er sie und lenkte sein Schifflein blindlings in die Flut von Gedanken, die Störri von München herübergeleitet hatte; er ruderte, was er konnte, um vorwärts zu kommen, brauchbare Schätze zu seinen Füßen zu legen, Unbrauchbares über Bord zu werfen, und er wäre wohl das eine oder andre Mal von den Wellen umgeworfen worden, wenn Störri nicht zu ihm hineingesprungen wäre und das Steuer gehandhabt hätte.

Mit der Zeit lernte Ernst das Rudern, und die Tage, wo er des Steuermanns bedurfte, wurden seltener.

Störri hatte seine Freude daran, wenn Ernst etwas gelungen war, und führte ihn jetzt auch häufiger zu seinem Freund Hildebrand ins Atelier, dem er bisher ziemlich fern gestanden hatte.

„Nun,“ fragte der einmal, „was machen Ihre Schmetterlinge?“

Ernst lächelte wehmütig: „Wenn ich tot bin, wird sich kein Mensch darum kümmern. Andern können sie nicht sein, was sie mir sind, mit all ihren Stimmungen und Geschichten ... Gedichte sind aus meinen Schmetterlingen geworden.“

„Sehr gut — darf ich Ihnen dafür eine Zigarette anbieten? Man könnte ihn — einkleiden,“ rief er herablassend zu Störri hinüber, der vor einer Landschaft stand, und lachte zu seinem Witze selbst.

*

Ernst fing an, mit den beiden älteren Künstlern ein Kleeblatt zu bilden, ähnlich wie früher mit Franz und Hunkele, nur daß er jetzt das kleinste Blättchen war und sich ziemlich bescheiden verhalten mußte.

Im Moos war ein steiniger Weg, von Emil Hildebrand der Büßerweg genannt. Als sie

nämlich einmal zu dritt hinkamen, stand gerade die Abendsonne am Horizont und er sagte, wer in die Sonne wolle, müsse einen steinigen Weg machen, und forderte sie auf, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und ihn barfuß bis ans Ende zu gehen, was sie denn auch taten und eine Woche lang zu spüren hatten.

So wie dieser Weg kam Ernst dieses Jahr vor.

Aber wenn er stehen blieb und zurückschaute, fühlte er, daß seine innere Kraft gewachsen war, und schritt weiter.

Und wie um sich zu belohnen dachte er an Flora und ihre Rückkehr. Eines Morgens fühlte er sie im Halbtraum. Das übermannte ihn, er stand auf und schrieb ihr einen stürmischen Brief, ob sie ihn liebe und sich auch auf ihre Heimkehr freue.

Die Antwort kam.

Er brach sie auf.

Sie schrieb ihm, sein Brief hätte sie in große Verwirrung versetzt. Auf die eine Frage könne sie jetzt keine Antwort geben, und es sei auch für ihn besser, wenn es unterbliebe. Mit all

den Fragen verursache er sich nur Unruhe und Aufregung, wie er ihr solche auch schon gebracht hätte. Sie wolle aber nach wie vor in Frieden, Ruhe und Freude leben und sei mit einer sehr lieben Freundin ganz damit einverstanden, daß wir uns nicht zuviel um das Irdische kümmern, sondern uns etwas erwerben sollen für das uns verheißene bessere Leben im Jenseits. Und darum sei es am besten, in Freundschaft diesen Dingen ein Ende zu setzen.

Ernst lief in seiner Bestürzung mit seinem Briefe zu Störri.

„Sie scheinen auch gleich mit der Tür ins Haus gefallen zu sein!" sagte dieser. „Sie hätten erst anklopfen sollen." Dann spottete er: „Die ist einer richtigen Betschwester in die Hände gefallen. Nun, ich würde an Ihrer Stelle abwarten, bis sie zurück ist."

„Ich bin mit ihr fertig!" rief Ernst und machte sich auf den Schulweg.

Aber gegen Abend hielt es ihn nicht länger bei Menschen, Büchern und Häusern. Er ging an den See hinunter und bog in den Fußpfad, der an stillen Gehöften und der Seeburg vorbei

am Ufer hinlief. Weiter ging er und immer weiter, schmerzlich und doch so süß erfüllt von ihrem fernen Wesen, das sich mit der sanften Musik des Wassers vereinigte. Und als die Nacht hereinsank und die schwüle Landschaft einhüllte, setzte er sich auf einen Baumstumpf und blickte versunken in die flachen, mattbeleuchteten Wellen, die zwischen den schwarzen Weidenstämmen mit umarmender Bewegung auf ihn zukamen, um an den Steinen leise zu zerschellen.

10

Das Märchen von der Harfe

Die Zeit war um, Flora wieder da.

Als es Ernst erfahren hatte, erhielten seine Gedanken wieder eine ganz bestimmte Richtung nach dem alten Haus und der Trauerweide gegenüber im Garten. Aber er sträubte sich dagegen, er wollte ihr zeigen, daß er trotz ihres Briefes den Kopf hoch trage, und dazu bot sich ihm bald eine Gelegenheit.

Im Stadtgarten war Konzert.

Wie er so hin und her schlenderte, sah er sie mit ihrer Schwester hinter einem blühenden Azaleenstrauch auftauchen und den Kiesweg her kommen, auf dem er sich befand.

Zurück konnte er nicht. Das Herz klopfte ihm. Sie sah hübsch aus in dem roten Sommerkleid, das sie offenbar in der französischen Schweiz gekauft hatte. Die Mädchen lächelten, als stünde eine Begrüßung bevor. Er aber zog höflich den Hut und ging vorüber; dann lächelte er. Doch freute er sich innig, daß er sie in der Nähe wußte.

Nach dem Musikstück gesellten sich Hausmann und der rote Müller zu ihm.

„Hast du die lateinische Uebersetzung schon?" fragte der letztere.

„Geh mir jetzt mit deiner Uebersetzung!" sagte Ernst und blickte in die Lampions, die soeben angezündet worden waren.

„Flora ist auch da," meldete Hausmann.

„Ich weiß."

„Dort geht sie gerade vorbei."

Ernst tat, als ob ihm das sehr gleichgültig sei, und stieß mit seinem Stock einen Kieselstein weg. Nur einen kurzen Blick warf er hinüber.

„Du, die macht aber Augen an dich hin!" sagte der rote Müller.

„Wirklich?" antwortete Ernst und sah überrascht auf.

Die Musik im Pavillon, das Schimmern und Rauschen der Kleider, das Gefühl, daß Flora endlich heimgekehrt war und ihre lange vermißten Blicke soeben auf ihm geruht hatten, versetzten ihn in eine leichte, schwebende, rauschhafte Stimmung. Er zog die Kameraden ans

Ufer. „Seht her!“ rief er trunken und deutete auf den See, wo das silberne Mondlicht flutete und eine Unmenge von Gondeln schaukelten.

„Wenn ich geliebt werde, schreibe ich Lieder — —,“ rief er leise.

Aber zu Flora hinüber ging er trotz allem nicht. Er grollte.

Erst nach drei Wochen machte er seinen Besuch. Er wurde warm aufgenommen und ins Eßzimmer geführt, wo er eine kleine Gesellschaft vorfand. Frau Berg brachte ihm eine Tasse Tee und sagte lächelnd, Flora werde bald erscheinen, sie sei oben und hätte Klavierstunde. In der Tat hörte Ernst spielen und setzte sich wie getragen von den Klängen an den Tisch. Herr Berg war sehr aufgeräumt und schnitt große Scheiben von einem Schinken herunter. Ernst reichte seiner Nachbarin, einem robusten älteren Fräulein mit großer Nase, die Butter. Darauf knüpfte sie ein langatmiges Gespräch mit ihm an, wobei sie auf die Künstler zu reden kam, deren es in unsrer Zeit eigentlich gar keine echten mehr gäbe. „Was ist so ein Künstler von heute? Sehen Sie zum Beispiel Ihren

Freund, den Herrn Störri, an! Dessen Beschäftigung besteht lediglich darin, in den Wäldern herumzulaufen, Bachbäder zu nehmen und den Fliegen auf den Blumen zuzugucken. Ich bitte Sie, das schreibt er dann auf. Und der andre, der Emil Hildebrand, na, erlauben Sie — verrunzelte Weiber und Hühner und allenfalls einen Obstbaum, wo bleibt da die Schönheit?" Ernst wollte mit der Verteidigung seiner Freunde einsetzen, aber sie fiel ihm ins Wort und sagte mit gefalteten Händen und komisch verzogenen Lippen: „Ich beschwöre Sie, Herr Graf, werden Sie kein Künstler! Ich habe auch darüber das Leben versäumt und bin eine alte Hausunke geworden." — „Also da liegt der Has' im Pfeffer," sagte Ernst trocken, daß Martha Berg auflachen mußte.

Jetzt ging die Türe auf, in einem weißen Kleide trat Flora mit dem Klavierlehrer herein. Sie gab Ernst die Hand, und er hielt sie eine Weile fest, indem er ihr lange, fast bittend ins Gesicht sah, daß sie den Blick senken mußte. Sie setzten sich zusammen in eine Ecke, und Herr Weismann, der sich bei Ernst in An-

sehen bringen wollte, brach ein Gespräch über Goethe vom Zaun.

„Ja," sagte er, an seinem angegrauten Barte ziehend, „ich bin froh, daß ich in meinen Mußestunden die Ruhe fand, mich gründlich in sein Werk zu versenken. Und dazu haben wir an unserm stillen und sonnigen See Gelegenheit, unsre Gedanken ausreifen zu lassen. Die Leute in der Großstadt — das lebt wie so ein Wasserrad immer im selben Tempo und weiß kaum, was in seine Schaufeln kommt. Nicht wahr, Fräulein Martha?"

„Meinen Sie wirklich?" entgegnete die Angesprochene. Ihre Augen blitzten, wenn sie an die Großstadt dachte, und ihre üppige Gestalt schien nach lautem Leben zu verlangen.

Ernst schwieg. Er sehnte sich danach, einmal im Strudel zu schwimmen, und als Flora über ihr Kleid strich und mit stiller Stimme sagte: „Ja, Sie haben recht, Herr Weismann, hier kann man besser im Geiste leben," blickte er auf. Es war, als stelle sie sich etwas andres darunter vor, als er und der Klavierlehrer, und er mußte den Kopf senken. Die Sonne fiel schräg ins

Zimmer. Am Fenster stand ein Topf mit Astern. Er meinte es zu fühlen, wie draußen der Sommer zerging. Aber Flora, die war aufgeblüht, schnell aufgeblüht. Er blieb nicht mehr lange. Die Hausunke kam hinzu und fragte, ob die beiden Mädchen mit ihr gehen oder lieber noch bleiben wollten. Sie schienen zu zögern, da stand Ernst auf und verabschiedete sich, warum, das wußte er selber nicht, und während er die Treppe hinunterstieg, fragte er sich, weshalb es auf einmal kühl in ihm geworden war.

Er sagte es Störri, dem er in der Stadt begegnete.

„Sie sollten ihr entsagen," gab ihm der kalt zur Antwort.

Ernst blieb stehen und starrte ihn an.

„Kommen Sie nur," sagte jener und forderte ihn auf, ein wenig zur Stadt hinauszugehen, das Peitschenknallen und der Anblick der Pfahlbürger widere ihn an. Sie schritten über die Flußbrücke landeinwärts zum Nadelwald hinauf, der im späten Sonnenschein glänzte. Auf einer Bank nahmen sie Platz, Störri

langte sein Taschenbuch heraus und las Ernst ein Märchen vor — das Märchen von der Harfe.

Es saßen zwei Harfenspieler in einem Nachen, ein alter und ein junger, und fuhren auf dem blauen Meere. Wenn der Meister in die Saiten griff, horchte der Junge mit entzücktem Ohr, nachher aber wurde er traurig, weil er seine Harfe noch gar unfertig handhabte. Sie waren weit hinausgefahren, kaum sahen sie noch die Turmfenster der Stadt glitzern, und dort stieg eine kleine Insel vor ihnen auf; sie näherten sich und freuten sich über die hohen breitästigen Bäume darauf und die Rosenhecke, die sie rings umwand. Hinten aber schimmerte ein weißes Haus. Der Junge erhob sich, legte die Hand über die Augen, weil die Sonne blendete, und erstaunte: auf der Steintreppe, die zum Wasser hinunter führte, stand im kühlen Schatten eines Ahorns ein Mädchen in purpurnem Kleid, und als sie näher kamen, sahen sie, daß sie eine Schale mit Obst auf dem Arme hielt. „Spiele!" sagte der Alte, „ich werde rudern." Und der Junge nahm ungestüm seine Harfe und spielte

wilde, sehnsüchtige Weisen, der Alte nickte, nickte, und er selber war trunken von seinem eignen Spiel. Unterdessen hatte sich der Nachen mit leichtem Geplätscher der Insel genähert. Das Mädchen horchte gebannt und lächelte verheißungsvoll. Da stellte der Junge die Harfe hin und streckte die Hand nach ihr aus und ergriff ein Ruder, um anzulegen. Packte ihn der Alte am Arm: „Langsam, mein Freund," sagte er, „hör mich erst an! Wenn du landest und mit dem Mädchen von den Früchten issest, wird deine Harfe verstummen." — „Warum, Meister?" fragte der Junge erschrocken, und der Alte gab ihm zur Antwort, wer ein Harfenspieler werden wolle, müsse den Schmerz der Sehnsucht kennen, und erst, wenn er diesen Ton in seiner vollen Schönheit aus den Saiten zu locken verstehe, dürfe er sich der Liebe hingeben und die Freuden und die Trauer der Erfüllung spielen. Da lenkte der Junge schmerzerfüllt und tapfer den Kahn vorbei, und sie fuhren heimwärts. Aber bevor sie die Insel aus dem Auge verloren, langte er noch einmal zur Harfe und spielte, daß es süß über das Wasser hinklang. — Nun

ruderte er täglich zur Insel hinaus, ganz allein, und erfüllte die Luft mit seinem Spiel, und das Mädchen stand auf der Steintreppe und horchte. Und immer, wenn er in die Nähe gekommen, kehrte er um und ruderte fort, und langgezogene klagende Töne quollen über die Flut. Am vierten Tage aber blickte ihn das Mädchen, als er vorbeifahren wollte, mit solchen Augen an, daß er nicht länger widerstehen konnte, anlegte und die Insel betrat. Und da jauchzte sie und bot ihm ihren Mund, nahm ihn an der Hand und führte ihn in das weiße Haus hinein zu Spiel und Lust ... Am Abend aber, als er in den Nachen stieg und ihr ein Lied zum Abschied spielen wollte, versagte die Harfe. Und so sehr er sich quälte, sie trotzte und gab kaum einen verworrenen Ton von sich. Da dachte er an den alten Freund und warf sie laut schluchzend in das Meer und fuhr mit gebrochener Seele nach Hause.

„Ist es fertig?“ fragte Ernst, der nachdenklich geworden war und eine Libelle verfolgte, die um die Disteln herumschwärmte.

„Jawohl,“ sagte Störri. „Später werde ich

Ihnen das Märchen von einer andern Harfe erzählen."

„Und wie lange, meinen Sie wohl, soll ich entsagen?" lauerte Ernst.

„So lange, bis Sie jenen Ton heraushaben."

Sie brachen auf und schritten schweigsam der dunkelnden Stadt zu. In Ernst wogte es. Paßte denn das Märchen auf ihn, der doch das Weh der Sehnsucht kannte? Wußte denn Störri genau, wie es in seiner Seele aussah? Was sollte ihm ein Harfenspiel, wenn er nicht lieben durfte! Freilich, wenn die Liebe sein Harfenspiel zerstörte ...?

Nachdem er sich von Störri getrennt hatte, ging er nicht nach Haus. Gequält lief er in den Straßen umher und pfiff zu guter Letzt Hunkele heraus, der am Fenster erschien und ihm winkte. Er stieg die windschiefe Treppe hinauf und trat in die Küche, von den Eltern mit Komplimenten empfangen. Der alte Hunkele saß am Küchentisch und richtete seinen Staren ab, während seine Frau Geschirr wusch. „Alia litora he!" rief er, wie die Kameltreiber auf der Messe, und der Vogel hüpfte über seinen Stab, zum

Gaudium der Anwesenden. „Da hast du einen Mehlwurm," sagte Albert und streckte dem Vogel einen hin, dann zog er den Grafen in seine Stube.

„Du," flüsterte er, „ich brenn' ihnen durch — sie wollen mich nicht auf die Bretter lassen."

„Ich hätte auch manchmal Lust dazu," sagte Ernst und erging sich in Verwünschungen gegen das Gymnasium, das einem feineren und freieren Geist oft genug als Gefängnis erscheinen müsse.

Hunkele fragte, ob er keinen überflüssigen Handkoffer hätte mit ein paar Hemden, einem Reisenecessaire, einem Frack oder Smoking mit Seidenbesatz. „Mach keine Viechereien!" lachte Ernst, aber als er merkte, daß es jenem kein Spaß war, sagte er ruhig, er sei der letzte, der ihn zurückhalte, in der Stickluft gehe der Künstler zugrunde, und er versprach, ihm einen sauledernen Koffer, der noch von seinem Großvater herstamme, zur Verfügung zu stellen, wenn auch ohne Smoking. „Du bist ein wahrer Dichter," flüsterte Hunkele und drückte ihm dankbar die Hand.

Sie blieben lange im Dunkeln sitzen.

Drüben, über dem Dach des Kupferschmieds, stand der Halbmond.

Ein Kater lief über den First, sein Schatten fiel bis auf die Diele im Zimmer.

In einem der verhangenen Käfige sang ein Vogel leise im Traum.

„Die Drossel," sagte Hunkele.

Plötzlich schlug die Uhr auf dem Stadttorturm Zehn, und Ernst machte sich auf den Heimweg.

‚Papa wird schimpfen,' dachte er, als er sich dem Hause näherte, und zog die Stirn in Falten; Haß stieg in ihm auf gegen alle, die ihn nicht verstanden, ihn einzwängen wollten. Babette öffnete ihm. „Sie bleiben auch lang weg am Abend," gestikulierte sie. „Was treiben Sie denn immer?" Die kam ihm gerade recht. „Still, alte Hexe!" rief er gedämpft, packte sie am Arm und stieß sie in den Korridor zurück.

11

Wandlungen

Es hatte aufgehört zu schneien.

Ernst stand am Fenster seines hochgelegenen Hotels und blickte auf das nächtige Zürich herab mit seinem Fluß, seinen Brücken, seinen Glühlichtketten, alten und neuen Häusern und seinem seltsamen Menschengetriebe. Was waren die Ziele dieser dunklen Masse? Was war sein Weg? Er schloß die Augen und sah eine Straße voll Staub. Aber in der Ferne schimmerte es wie ein Kronreif ...

Er setzte sich und ließ den Tag an sich vorüberziehen. So viel hatte er schon lange nicht erlebt. Dabei konnte er nicht umhin, ab und zu spöttisch vor sich hinzulächeln, auch über sich. —

Er hatte einmal sehen wollen, wie andre Dichter sind, und zu diesem Zweck von seinem Vater auf sein ziemlich gutes Weihnachtszeugnis hin die Erlaubnis erhalten, für zwei Tage nach Zürich zu fahren, wo es einige gäbe, wie Störri wußte. — —

Der Zug hielt, er stieg aus. Der Bahnhof-

platz stand vor ihm mit seinem bunten Leben, hohen Häusern, farbigen Trambahnen, mit Glockengeläute und Schneeflocken. Die Reisetasche in der Hand, wandte er sich an den nächstbesten jungen Mann in Rohrstiefeln.

„Erlauben Sie, wo wohnt der Dichter Guido von Berge?"

„Ich weiß nicht."

„Was, Sie wissen nicht, wo der Dichter Guido von Berge wohnt?"

„Nein," sagte der Angesprochene und drehte sich auf dem Absatz um.

Ernst machte ein erstauntes Gesicht. ‚Nun,' dachte er, ‚der Dienstmann dort an der Ecke wird es wissen.' Aber der wußte es auch nicht, und ein Herr im Zylinder wieder nicht, und so viele Leute er fragte, keiner wußte es. ‚O Störri! Du hast recht — das Publikum kümmert sich um seine Dichter bei Lebzeiten keinen Pfifferling.' Schließlich ging er auf die Post und erfuhr es im Briefträgersaal.

Ein Hotel ausgesucht, ein Zimmer genommen, gefrühstückt und dann mit seinem Heft nach Außersyl abmarschiert! Es ist ein verwittertes

Häuschen, unten eine Wirtschaft, drei Pappeln stehen davor; er horcht wohl oft, wie der Wind darin saust. — — Er tritt ins Zimmer — ein großer Herr mit langem Vollbart und selbstbewußten Manieren an der Schreibmaschine. Ernst bringt sein Anliegen vor, reicht ihm sein Heft und bittet ihn um sein Urteil. Jener blättert und spricht eine Viertelstunde kein Wort. Es ist still, nur der Wind weht in den kahlen Pappelästen. Endlich steht Guido von Berge auf, stellt sich wie ein König vor Ernst hin und greift in seinen Bart wie in eine Harfe. „Sie haben Talent," sagt er, und Ernst atmet in stürmischer Freude auf und denkt an Störri. Sie besprechen noch das eine oder andre Gedicht, Guido von Berge schimpft auf seine Kollegen, macht die Schachtel mit den guten Ratschlägen auf. Dann setzt er sich wieder, entnimmt der Schreibmaschine ein Blatt und sagt:

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt etwas von mir vorlese!"

Und er liest. Weite Landschaften breiten sich aus, mit schwerer Sonne, Gewitter rollen, Zürich steht in Blüte. Ernst strahlt.

Und Guido von Berge steht wieder auf und sagt: „Wenn die alten Deutschen Ferkel und Sauerkraut gegessen hatten, flöteten sie ein Mondscheingedicht. Wir wollen es umgekehrt machen und, wenn es Ihnen paßt, jetzt in den ‚Weißen Hirschen' gehen und ein kleines Mahl einnehmen!"

Ernst war damit einverstanden. Nur fragte er sich, warum Guido von Berge gesagt hatte: ein Mondscheinlied „flöten".

*

„Nachdem wir nun das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper vollkommen hergestellt haben, mache ich Ihnen den Vorschlag, einige Stündchen im Wiener Café zu verbringen. Wir treffen dort wahrscheinlich unsern Kollegen Sommer, der Sie auch interessieren dürfte."

„Ich kenne einige Gedichte von ihm."

„Um so besser."

Kurz darauf sitzt ein grünes Dichterkleeblatt auf einem roten Plüschsofa vor einem Marmortisch, umrahmt von Spielergesichtern, und trinkt Kaffee.

„Ja, ja," sagt der rothaarige, noch ziemlich

junge Sommer, „das Leben ist eine Ironie. Sie werden manche Federn verlieren, die jetzt so schimmern und glitzern."

Guido lacht in seinen Bart mit großer Wonne.

Ernst saß mit weiten Augen da.

Wie neu, wie seltsam war ihm das alles!

Wie groß erschien ihm der Unterschied zwischen seinen Nachbarn, zwischen ihnen und Störri; seine Wenigkeit warf er nicht in die Wagschale, er kam sich selber wie eine noch unausgebrannte Lehmskizze vor.

Guido von Berge schien seine Gedanken zu erraten; in einem besseren Augenblick hätte er ihm seine Hand nicht auf die Schulter legen und sprechen können: „Junger Kollega, Sie müssen sich erst einmal recht vom Leben schütteln lassen. Kopfüber hinein, untergetaucht und geschwommen, um seine verborgenen Schätze zu heben — nicht am Rande stehen und auf das Wunder warten!"

Ernst nickte.

„Ja, das Wunder," gähnte Sommer mit müder Eleganz, wurde aber frisch, als Guido von Berge eine Flasche Champagner anrücken ließ.

„Wir wollen die Entdeckung unsers jungen Kollegen feiern."

„Zuviel Ehre."

„Sagen Sie, wie alt sind Sie eigentlich?"

„Achtzehn Jahre."

„Na ja, dann haben Sie ja noch Zeit, die letzten Reste der Eierschalen abzustreifen."

Sommer zündete eine Zigarette an. „Wenn Sie ein Dichter werden wollen, müssen Sie die Weiber küssen, aber nicht auf die Stirne — da haben sie doch nichts dahinter —, sondern auf den Nacken, das lieben sie auch mehr! Die Büfettdame dort wäre zum Beispiel ein sehr empfehlenswerter Bissen."

Ernst nickte.

„Und wenn der Tag kommt," flüsterte Guido von Berge in ganz anderm Ton, indem er in seinen Bart griff und Luchsaugen machte, „wo die rote Flagge in den Gassen weht und die neue Zeit heranbricht, dann nehmen Sie ein Gewehr in die Hand und paffen Sie tüchtig auf die Bonzen drein, was tut das, wenn so'n paar Philisterköpfe in der Luft herumfliegen, das belebt die Landschaft, hähähä!"

Ernst nickte. Er war zu allem bereit, was seine Dichtkunst förderte.

„Am Schluß Ihres Manuskripts," fuhr Guido stirnrunzelnd fort, „las ich die ‚Lieder des jungen Ritters in der schwarzen Rüstung,' im Gegensatz zu den vorhergehenden — dunkle Entsagungsklänge, wie passen die zu Ihrer Jugend! Ich würde an Ihrer Stelle eine helle und farbige Rüstung der schwarzen vorziehen. Prosit!"

„Prosit, Herr von Berge," sagte Ernst und trank. Er war in dieser Hinsicht ganz mit ihm einverstanden, warf die schwarze Rüstung weg und schnallte sich eine bunte um und ließ das Banner flattern, wie früher, bevor er sich vom Märchen von der Harfe hatte verwirren lassen, das auf ihn ja doch nicht paßte.

*

Nun saß er also am Fenster seines Hotelzimmers und blickte auf die beleuchtete Stadt hinunter. ‚Jetzt werdet ihr lachen, ihr beiden Käuze,' dachte er, ‚daß ihr mich gezupft und gezaust habt, weil ich noch jung und dumm bin, aber lacht nur, ich werde vielleicht auch einmal lachen, vielleicht trage ich einen Goldklumpen

in meiner Seele, der, wenn die Rinde abgesprengt ist, all euern Glanz überstrahlt.'

* * *

Mit der Wintersonne stand er am nächsten Morgen auf und fuhr in fröhlicher Laune durch die weiße Hügelwelt nach Hause. Störri erwartete ihn am Bahnhof; ungeduldig fing Ernst zu erzählen an, und jener meinte, so unnahbar seien also die dortigen Olympier nicht. Nur eins verschwieg ihm Ernst: das Märchen von der Harfe klang nicht mehr in ihm nach. Er hatte jetzt gesehen, wie andre Dichter sind, gesehen, daß jeder vom andern verschieden ist und sich auf verschiedene Weise entfaltet. Was ihn betraf, so wollte er sich auswachsen, wie es in ihm lag, er war jung und lebensdurstig, und sein volles Herz verlangte danach, in das Herz eines geliebten Mädchens überzufließen.

Nicht erwarten konnte er's, bis es Sonntag wurde; da wollte er Flora wieder einmal aufsuchen, vielleicht hatte auch sie in der langen Zeit ein wenig Sehnsucht nach ihm gehabt.

Und es schien so, als sie ihm an dem ersehnten

Nachmittag die Tür öffnete und ihn mit einem frischen Lächeln hinauf ins Klavierzimmer führte. Er atmete den Duft ihrer lieben Gestalt, wie sie so neben ihm herging. Sie traten ein. Ueberall roch es noch nach Weihnachten; ihre Geschenke lagen auf dem Tisch verstreut zwischen Tellern mit Obst und Lebkuchen. Sie setzten sich einander gegenüber; außer ihnen war niemand im Zimmer.

„Fräulein Flora," sagte Ernst, „das ist für Sie," und er reichte ihr einige Bogen Gedichte, die besten, die er seit ihrer Abreise in die Französische Schweiz geschrieben hatte. Unruhig saß er da und beobachtete sie, während sie las, und er merkte, wie ihr eine leichte Röte in die Wangen stieg und ihr Körper zu zittern begann. „Sie sind hübsch," sagte sie hastig, als wollte sie die Schwüle brechen. Da sprang er auf und legte seinen Arm um ihren Hals.

„Flora," sagte er leise, „ich dachte, Sie seien mir noch bös?"

„Nein," sagte sie, ohne sich zu rühren, und er küßte sie.

„Wirklich nicht?"

Sie schüttelte in süßer Verwirrung den Kopf

und sah hinaus. Sie betastete die Fensterscheiben; stumm überließ sie ihren Mund dem seinen. Und dann setzte er sich neben sie auf den Stuhl und hielt sie um die Schultern, und so blickten sie über das Dach des Hinterhauses in das weite Moos, wo der Schnee geschmolzen war und feuchte fahlgelbe Wolken vom Winde getrieben wurden.

„Flora!“ flüsterte Ernst glücklich und lehnte seine Wange dicht an die ihrige. Er ging ganz in der Stunde auf, die ihm das brachte, was er kaum mehr gewagt hatte zu hoffen. Er war dem Schicksal so dankbar dafür, die Wärme und süße Nähe des Mädchens lösten alles, was er in jungen Jahren an Leid und Entbehrung empfunden, in stille Wonne auf, und mit schwimmenden Augen blickte er ins Weite.

So saßen sie lange, dann kam Martha herauf, und nun wurde gelesen und musiziert, bis in die Dämmerung hinein. Flora zündete die Lampe an und stülpte einen roten Schirm darüber; dann setzte sie sich auf einen Schemel, schmiegte ihre Wange an den Ofen und träumte mit großen Augen vor sich hin. Ihr Gesicht war

sanft beleuchtet, und Ernst bemerkte, während er mit Martha plauderte, daß sie mit dem Ausdruck einer stillen und bangen Glücksahnung zu dieser hinüber lächelte — als wollte sie sagen, sie hätte ein Geheimnis. Und wenn Martha es nicht sah, faßte er rasch ihre Hand und drückte sie; er verlangte vom Schicksal nichts weiter an diesem Tage.

Erst der Schlag der Wanduhr schreckte ihn aus seinem Glück auf. Er verabschiedete sich. Flora begleitete ihn die Treppe hinunter. Noch einmal küßte er sie unter der Haustür.

Und dann taumelte Ernst heimwärts, trunken von allem Guten, was das Leben birgt.

12

Junge Liebe

Am Tage darauf traf er sie in der Stadt und begleitete sie. Sie lächelte verschämt. Das war ein ander Ding, jetzt an ihrer Seite zu gehen, als früher, wo er sich mit Zweifeln gequält hatte. Etwas Sonniges, traumhaft Buntes glänzte zwischen den beiden auf, was sie mit keinem Wort berührten, um den Farbenstaub nicht zu verletzen, der darüber lag. Nur in ihren Blicken glänzte es auf und im Klang ihrer Stimmen. Sie war stiller, er selbstbewußter geworden, und er trug es offen zur Schau. Doch als sie seinem alten Direktor begegneten, wurde er verlegen, aber wider Erwarten schmunzelte der und grüßte mit philosophischem Wohlwollen das junge Paar, blieb stehen und sah ihnen nach, auf seinen Stock gestützt. Nachdem Flora ins Haus getreten war, ging Ernst gefüllt von einer inneren Musik dahin, stürmte in den Wald hinauf, verlor sich zwischen den schweigenden Stämmen, rief und sang, und ein halbgeformtes Lied auf den Lippen stieg er wieder in die

Stadt hinunter, selig wie ein junger Gott, war ihm doch, als müßte er all das Volk, das ihm begegnete, in seine Arme schließen.

Er wäre jetzt wohl öfters zu Flora hinausgekommen, wenn ihre Mutter nicht eine Krankheit befallen hätte, die sich auch in den Vorfrühling hinein erstreckte. Das warf einen leichten Schatten in ihr Verhältnis, doch ließ er sich nicht weiter davon anfechten, er meinte, sie müsse gesund werden, die Sträucher begännen ja schon Knospen anzusetzen und die Sonne erstarke täglich.

Er hatte sich getäuscht: Frau Berg starb.

Im schwarzen Kleide saß Flora da.

Als er seinen Besuch machte, war sie nicht mehr die gleiche; ihre Hand, die er nehmen wollte, entzog sie ihm, und er wunderte sich, daß sie dabei kokett auf ihre Ringe blickte. Er wurde nicht aus ihr klug. Eine Blutwelle stieg ihm zu Kopf, ihr Mund war jetzt röter als sonst und er hätte ihn gern geküßt.

Er litt.

An einem lauen Aprilnachmittag ging er wieder die Straße hinaus, in banger Erwartung. Sein Herz klopfte, ob er sie wohl daheim anträfe, da

sah er sie im Garten, grüßte und trat ein. Mit einem großen gelben Sommerhut saß sie auf der Rampe eines Frühbeets und steckte jungen Salat ein. Sie wollte ihm ihre erdbeschmutzte Hand nicht geben, aber er hatte eine leidenschaftliche Lust, sie zu fassen und ihr einen Kuß auf die Fingerspitzen zu drücken. Er setzte sich neben sie und sah ihr zu. Ein warmer Dunst stieg aus der Erde. In den Zweigen der Trauerweide schwatzten die Stare.

„Flora," sagte er, „ich habe heute nacht von dir geträumt."

Sie schüttelte den Kopf. „So," sagte sie, indem sie aufstand, „jetzt dürfen Sie mir helfen," und sie bat ihn, er möchte mit an den Brunnen gehen und ihr pumpen! Wie glänzte der Wasserstrahl in der Sonne! Und erst, als sie die Setzlinge begoß! Versunken stand er da und ließ ihr Bild auf sich einwirken. Als sie fertig war, holte sie ein Netz mit Pflanzenzwiebeln, schwang es und sagte mit einer schalkhaften Kopfbewegung: „Ich muß einen Gang machen, kommen Sie mit?" Während sie durch das Dorf gingen, freute er sich, wie ungezwungen sie an seiner

Seite hinschritt. Die Frühlingssonne, die die Häusergiebel, Gitter und Baumstämme mit Gold tränkte, schien auch in ihrem Körper aufgegangen zu sein. Flora trat in ein gelbes Haus, um einer Frau den Inhalt ihres Netzes zu bringen, dann gingen sie die Straße zurück, mit derselben milden und fröhlichen Gelassenheit. Er mußte zum Abendbrot bleiben. Sie saß neben ihm, oben am Tisch besprach der Vater mit Martha das Pfropfen eines Apfelbäumchens. Als die Früchte aufgetragen wurden, nahm Flora ihre schwarze Katze auf den Schoß. „Haben Sie schon so grüne Augen gesehen?“ fragte sie mit leis zitternder Stimme. Er streichelte das Tier, kam dabei aber mehr mit ihren Händen als mit dem Fell in Berührung. Zum Abschied begleitete sie ihn wieder die Treppe hinunter und er durfte sie küssen wie an jenem Sonntag.

In der Nacht kam Flora im Traume zu ihm. Sie lag an seiner Seite, und der Druck ihrer jungen Brüste berauschte ihn, während er sie an sich zog.

Als er aufwachte, war sie fort und heiße Tränen flossen in seine Kissen.

13

Die graue Frau

Das nächstemal, da Ernst zu Bergs kam, ging es ihm sonderbar. Flora saß mit einer Frau, die ganz in ein schmutziges Grau gekleidet war, am Fenster, eine Bibel und eine große Kaffeekanne vor sich. Sie errötete, als er im Zimmer stand, und stellte ihn vor. Frau Meier, die ein glattes, gewöhnliches Gesicht hatte, richtete ihre Brillengläser auf ihn, daß sich ihm das sonnige Zimmer auf einmal zu trüben schien. Er setzte sich und blätterte in einem Buche, in der Hoffnung, die graue Frau würde bald aufbrechen; sie traf indes keine Anstalten dazu, sondern läpperte mit dem Löffel in ihrer Tasse herum und flüsterte mit Flora, und das Merkwürdige war, daß nicht nur Frau Meier, sondern auch Flora sich sehr wenig um ihn kümmerten, und so fragte er schließlich Martha, die hinzukam, ob ihre Schwester etwas gegen ihn hätte. Sie schüttelte den Kopf, als aber Flora der Frau Meier eine neue Tasse einschenkte, sagte er, er wolle nicht weiter stören, und empfahl sich.

14

Die dunkle Rose

Es war an einem schwülen Juninachmittag, als er Flora wieder sprach, in den Wiesen, viele hundert Schritt hinter ihrem Haus, und sie lächelte wie früher.

Sie gingen die gleißenden Bahnschienen entlang, und er schaute, wie diese nebeneinander her liefen, immer im gleichen Abstand; er stellte sich zwischen sie, und da sah er, daß sie sich weit in der Ferne in einem Punkt trafen. Raben flogen auf und krächzten, rot wie Blutstropfen stand der wilde Mohn. Flora ließ im Weitergehen ihre Hand nachlässig über die Spitzen der Gräser gleiten, was ein feines wiegendes Geräusch verursachte. Lange sprach keines ein Wort; er wollte sprechen und brachte doch nichts heraus. Da blieb sie stehen, vom hohen Gras umgeben, und ließ ihre Augen so schwer auf ihm ruhen, daß sein Herz schlug und er sie um die Hüften faßte. Sie setzten sich an die Erde — einen Augenblick lang, dann, als er sie ansah und heiß ihre Hände faßte, stand sie plötzlich

auf und lief davon, dem Hause zu, ohne auf seinen flehenden Ruf zu achten, er hinter ihr drein, bis er sie erreicht hatte. Sie sagte: „Es ist Kaffeezeit," und sie traten in den Flur.

Oben angelangt, wollte er sie an die Brust ziehen, aber sie machte sich los und schalt ihn aus.

„Flora, warum quälst du mich so!" flüsterte er.

„Sie sollen zu mir nicht du sagen!" gab sie in bestimmtem Ton zurück.

Die Sonne neigte sich.

Flora saß auf dem Sofa.

Ernst stand vor ihr, den Blick auf ihren weißen Arm gerichtet, der aus dem kurzen schwarzen Spitzenärmel hervortrat. Er kniete vor sie hin und drückte heiße Küsse auf den Arm. Sie zog den Aermel hinunter, so weit es ging, da faßte er ihre beiden Hände und sagte in bittendem Tone: „Flora!"

Sie sprang auf und verließ das Zimmer.

Ernst hielt die Hände vors Gesicht und setzte sich auf die Stelle, wo sie gesessen hatte. Dann trat er ans Fenster; die Zweige der Trauerweide schienen bis an die Erde zu rieseln; auf einmal klang oben das Klavier, und er dachte

an eine alte Stunde, wo er mit Franz dort unten auf der Straße gestanden und ihn gefragt hatte, wer in diesem Hause wohne. „Die Flora Berg," war die Antwort gewesen.

Er horchte gespannt. Sie phantasierte offenbar, eine wilde Flut ergoß sich, schwoll höher und süßer an, ließ nach, tropfte wie Mondlicht in sein Herz und versickerte in langen, sanften und einsamen Tönen ... Ein sehnsüchtiges, ungelöstes Gefühl stieg in ihm empor, von dem er sich den ganzen Rest des Tages nicht losmachen konnte, wennschon Martha, die von einem Spaziergang zurückkehrte, ihn aufzuheitern suchte.

„Denken Sie, Herr Graf," sagte sie, „man hält sich in der Stadt über Ihren häufigen Verkehr bei uns auf."

„Was? Ja, in der Stadt, da sitzen die jungen Leute immer da, als gucke ihnen der Bürgermeister auf die Finger. Hinter seinem Rücken aber —"

Sie lachte.

Ernst blieb heute bis in die Nacht hinein. Keine Minute fand sich mehr, wo er mit Flora

allein sein konnte; sie ließ sagen, sie hätte draußen zu tun, und ließ ihn warten. Die Uhr schlug Zehn. Endlich kam sie, blasser als sonst, und setzte sich auf einen Sessel. Aber es wollte sich keine rechte Unterhaltung entwickeln. Als er Anstalten machte, aufzubrechen, spielte sie mit ihren Ringen und sagte: „Leisten Sie uns noch ein wenig Gesellschaft! Ich verreise morgen."

Ernst hielt den Atem an: „Sie verreisen?"

„Ja."

„Auf wie lange?"

„Auf sechs Wochen."

Und er erfuhr, daß sie in die Berge zu ihrer verheirateten Schwester fahre. — Stunde um Stunde verrann, alle drei saßen auf ihren Sesseln und blickten auf den mattbeleuchteten Estrich hin. Dazu tickte die Uhr, und Ernst meinte es zu spüren, wie Stück um Stück von allem, was lebt und blüht, abbröckelt und hinunterrinnt in einen unbekannten Schlund.

Es war Mitternacht, als er aufbrach.

„Ich will Ihnen ein Andenken mitgeben," sagte Flora und ging mit ihm hinunter und trat in den Garten. Er mußte am Gittertor

bleiben. Nach einer Weile kam sie wieder und reichte ihm eine große dunkle Samtrose. Er führte sie an den Mund. „Flora," flüsterte er, umschlang sie und suchte ihre Lippen, da floh sie in den Garten zurück und schlug die Türe zu, worüber er so zornig wurde, daß er die Blume an den Erdboden warf und darauf trat. Dann dauerte sie ihn und er hob sie wieder auf, schlug seinen Kragen hoch, weil große Regentropfen fielen, und machte sich auf den Heimweg. Er sah noch einmal zurück und glaubte hinter dem Gitter eine dunkle Gestalt zu bemerken, die ihm nachblickte.

„Woher hast du diese schöne Rose?" fragte ihn der Vater, als er zu Hause angelangt war.

„Von der Flora Berg," sagte er müde, füllte eine Vase mit Wasser und stellte die Halbzerquetschte hinein.

Der alte Graf aber lächelte und trank behaglich sein Glas aus.

Ernst konnte die halbe Nacht nicht schlafen.

Am andern Morgen stand er eine Stunde früher auf als sonst und ging die Straße hinaus, in der Hoffnung, sie vor ihrer Abreise noch zu

sehen. Das war schon einmal so gewesen, vor langer Zeit. Hatte sich seine Hoffnung von damals erfüllt? — Bergs Knecht stand vor dem Haus, damit beschäftigt, von einem Wagen einige Weinfässer in den Kellerraum zu befördern. Den fragte Ernst kurzerhand.

Sie war schon abgereist.

Die Stunde, die ihm bis zur Schule blieb, verbrachte er in einem Birkenschlag, der etwas abseits von der Straße um eine Kiesgrube herum wuchs. O wie wehten in der Morgenluft die Sträucher, wie lockten einander die Vögel, wie liebten sich dort auf einem Blatte zwei Goldkäfer — und ihn hatte sie nur nippen lassen, um ihm dann den Becher zu entwinden, daß er nun in einem wunden Durste umherging und sich nicht zu helfen wußte. „Warum!" rief er aus, „warum!" und schüttelte einen Ast in seiner Qual.

* * *

Die dunkle Rose verwelkte in ihrer Vase.

Ernst hätte oft und lange vor ihr gesessen, wenn nicht das Abiturium, das vor der Türe stand, seinen Gedanken eine andre und bestimmtere

Richtung gegeben hätte. Tagtäglich in der ersten Morgenfrühe arbeitete er mit Hausmann, und nach der Schule auch, nur am Abend setzten sie aus und ruderten auf dem Fluß, um Bekassinen zu schießen. Die Flinte in der Hand, den Blick auf die Uferböschung gerichtet, saßen sie im Kahn, und da überfiel dann Ernst manchmal ein Gefühl freier und trotziger Einsamkeit, wie damals, wo er mit Franz und Hunkele in Wald und Feld umhergeschweift war. Hausmann aber lagen andre Dinge am Herzen. Abgesehen davon, daß er die Philosophie an den Nagel gehängt und sich zu einer Art Riedfaun entwickelt hatte, eine kamelhaarene Joppe trug und einen erbärmlichen Knaster rauchte, ging er auf heimlichen Wegen und führte allerhand Sprüche und Lieder bei sich.

In der Griechisch-Stunde wurde es entdeckt.

Der alte Direktor merkte, daß Hausmann unter der Bank spielte.

„Was haben Sie denn da, Hausmann?“ fragte er, indem er auf ihn zutrat.

Patronen hatte er in den Händen.

„So, so. Wollen Sie wieder Fische schießen

im Moos?" schmunzelte er und spähte unter die Bank. Da kam denn ein ganzes Nest von Habseligkeiten zum Vorschein: Vogelfedern, eine angebissene Zuckerrübe, Gewehr und Jagdtasche und einige Blättchen eines Abreißkalenders mit Liebesliedern, die rot angestrichen waren.

Das alles legte der Direktor stillschweigend auf die Bank und blickte, befriedigt von seinem Fang, umher.

Die Klasse, die sich bis dahin vor lauter Neugierde zurückgehalten hatte, stieß ein wieherndes Gelächter aus.

„Tun Sie's nur wieder hinunter!" sagte er, und eine neue Lachsalve ertönte, als der verängstigte Hausmann, froh, daß man ihm seine Schätze nicht raubte, zusammenpackte.

„So," fuhr der Direktor fort, „sagen Sie mir nun, Hausmann, wo wir stehen geblieben sind."

Hausmann wußte es nicht.

„Sie können jetzt privatisieren," schloß der alte Direktor. „Im nächsten Jahr sehen wir uns auf diesen Bänken wieder."

Und Hausmann hängte seine Flinte um und ging auf die Wasserjagd.

Nach drei Wochen aber stolzierte er im Gehrock, ein grünes Band im Knopfloch, in der Stadt umher, genau wie Ernst und die andern.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo Ernst eine welke dunkle Rose oft in der Hand hielt.

15

Der Abschied

Die Malven blühten schon, und Flora war noch nicht zurückgekehrt.

Ernst saß an einem Abhang im blauen Schatten einer Silberpappel und ließ eine Handvoll Sand um die andre in die Tiefe rinnen; das rieselte wie ihr Haar. Auf einmal sah er Störri auf sich zukommen. „Sie ist da," berichtete dieser, „ich habe sie am Fenster gesehen, eben als sie ihr Haar kämmte." Ernst springt auf und wirbelt seinen Hut in die Luft.

*

Ernst und Flora saßen auf grünen Gartenstühlen einander gegenüber.

Er konnte sich nicht satt sehen an dem Mädchen, und während sie von ihrer Reise erzählte, fragte er sich, wie das wohl sein möchte, wenn sie einst im Brautschleier vor ihm stünde mit feuchten Augen und bangen gewährenden Lippen.

„Wissen Sie," flüsterte er, „wie schön Sie jetzt sind?"

Sie senkte die Augen.

Aber als er ihre Hände nehmen wollte, sagte sie kühl: „Lassen Sie mich in Ruhe!"

Da preßte er die Lippen zusammen und sah sie an: vier Jahre waren vergangen, seitdem er sie zum erstenmal gesehen hatte.

*

Das alte Haus erschien ihm wie in früheren Tagen seltsam, als er unruhig, doch mit festem Schritt an einem sonnigen Herbstnachmittag die Treppe hinaufstieg. Im Salon hörte er lachen, er trat ein und fand zu seiner Freude die beiden Mädchen auf dem gelbgeblümten Sofa sitzen und sticken. Flora errötete und versteckte lächelnd ihre Arbeit — ein Spitzenhöschen, wie Ernst bemerkt hatte. Er setzte sich in den Lehnstuhl am Fenster, eine halb frohe, halb wehmütige Stimmung kam über ihn. Das liebe Mädchen, das Zimmer, der Garten mit den stillen Astern, wie sehr würde er in München daran zurückdenken!

„Warum so schweigsam?" fragte Martha.

„Sie verreisen bald?" rief Flora, die im Nebenzimmer am Büfett stand und nun auf einem Tablett drei blaue Tassen mit duftendem Kaffee brachte.

Er nickte und sah sie mit einem fragenden Blick an. Um ihren Mund bemerkte er einen leidenden Zug, der ihm nie aufgefallen war, und in ihren Bewegungen lag etwas Müdes, Verhaltenes. Wenn sie die Lider hob, wollte ihre Seele lächeln, ihre Augen hatten immer denselben teichhaften Glanz, der eine solche Macht auf ihn auszuüben imstande war.

Sie plauderten. Martha erzählte lustige Geschichten aus den Tagen ihrer Tanzstunde, dann lenkte sie das Gespräch auf die Kunst. Ihre Wißbegier war wirklich groß, aber Ernst überhörte ihre Fragen, er schaute ein fernes Land, in dem die jungen Menschen, die sich lieben, nackt und selig über taufrische Gründe gehen, Hand in Hand, ein Stück Natur, wie die Vögel und die Blumen und die Rehe ... Flora hatte die Hände auf dem Schoß und starrte vor sich hin, ließ wieder ihre Blicke spielen und dann wurden ihre Züge kühl, unwillkürlich streifte ihre Hand das schwarze Gesangbuch, das neben ihr auf dem Tisch unter andern Büchern sich befand. Jetzt erhob sich Martha, sah ihre Schwester an und verließ das Zimmer.

Das Fenster stand weit auf. Es war still. Draußen schimmerten die Zweige, zwei Möwen flogen über die Dächer.

„Wo die hin wollen?“ unterbrach Flora das Schweigen.

Ernst zuckte mit den Achseln.

„Flora,“ begann er, „ich gehe bald von hier fort.“

„Ja, nach München.“

„Flora, ich möchte Sie zuvor etwas fragen,“ sagte er und blickte auf ihre Hand, die still auf ihrem Schoße lag.

„Ich glaube,“ antwortete sie hastig, „das ist nicht nötig.“ Und sie ließ sich nicht unterbrechen. „Sehen Sie, Herr Graf, wir müssen uns einmal auseinandersetzen. Ich wollte es längst tun. Ich hab' Ihnen ja auch einmal geschrieben.“

„Damals! Wir waren ja noch Kinder!“ warf er schnell ein, und sein Herz klopfte.

„Ich denke wie damals.“

„Sie sprechen ja gegen sich selbst!“

„Wieso? Nein, nein!“ Dann sagte sie, ruhiger geworden: „Sehen Sie, Sie gehen erst in die Welt, und ich bin auch jung. Wie sollte das werden!“

„Warten, Flora, wenn Sie nicht anders können! Bis nach meinem Examen!“

„Nein,“ sagte sie kalt, „ich will Ruhe und Frieden haben, und den soll mir keiner nehmen. Ich verschenke mein Herz noch nicht.“

Ernst wurde taumelig zumut. War das der Schluß nach all der Sehnsucht und Liebe und Erwartung? Konnten sie jetzt noch zurück in die alte frohe Stille? Es war, als fiele ihm etwas aus dem Herzen heraus und als würde es leer darin.

Mit erstaunten Augen sah er sie an.

Sie rührte sich nicht.

Er stand auf und trat ins Nebenzimmer. Da draußen schimmerte die Trauerweide, von der Stadtwiese tönte die Meßmusik herüber, er wollte doch leben! leben! und zwei Tränen flossen in seinen keimenden Bart. Er zerdrückte sie mit dem Handrücken und ging wieder hinüber, er meinte geträumt zu haben. Nein, da saß sie, wie vorhin, eine junge Sphinx.

„Ist das wahr, was Sie gesagt haben?“ fragte er.

„Ja.“

„Dann, Flora — leb wohl!“ Er griff nach seinem Hut. „Und Sie haben mir doch einmal schöne Stunden gegeben,“ sagte er in schmerzlichem Trotz.

„Sie mir auch,“ antwortete sie, zufrieden mit sich selbst. Damit legte sie ihre Hand zum Abschied in die seine, nicht ohne ihren Blick noch einmal so auf ihm ruhen zu lassen, als ob nichts geschehen wäre.

Und dann ging er.

16

In die Welt

Ernst erwachte am andern Morgen in schmerzlicher Verwunderung.

Nun war es aus. Er hatte Flora wohl verstanden, aber er konnte es nicht begreifen.

Ob sie das Bild eines andern im Herzen trug? Nein, das war ausgeschlossen. Wohl hatte sie ihn hin und wieder mit andern jungen Herren geneckt, die ihr auch gefielen, doch waren das vorübergehende Stimmungen. Jetzt aber, wenn er fort sei, meinte er, werde ein Fremder kommen und sie begehren, und vielleicht bloß deshalb mit mehr Glück als er, weil er schon in Amt und Würden war. Er sah sie im Klavierzimmer sitzen, da, wo er die erste Glut auf ihre Lippen geküßt hatte, und auf den Bräutigam warten, der ihr sein Herz gleich im Brotkorb reichte. O, was soll heutzutage ein Jüngling mit seiner Liebe anfangen! — — —

Ernst wollte vergessen.

Er lief sich bei Tage müde, um bei Nacht zu schlafen.

Erst zürnte er ihr und machte sich Störri gegenüber in grausamen Scherzen über sie Luft, bis er ihr kurz vor seiner Abreise noch einmal auf der Straße begegnete; an einem verhängten Herbstvormittag, wo die gelben Blätter von den Bäumen fielen. Er zog kalt den Hut, da neigte sie mit einer abweisenden, aber traurigen Bewegung den Kopf zum Gruß und schritt vorüber ... und ihr banger Gang ließ ihn wissen, daß sie unter dem Druck einer fremden und doch tiefeingewurzelten Macht handle, der auch sie sich beuge. Sie rührte ihn. Mit einer schmerzerfüllten Sicherheit, die ihn vor sich selber größer machte, schritt er weiter. Im Stadtgarten setzte er sich auf eine Bank und sang ihr still für sich ein Lied zum Abschied.

Goldblätter rascheln in den Kies.
O du, daß ich so von dir muß!
Noch kreischt im Ohre mir die Tür,
Kein warmes Wort, kein letzter Kuß

Ich sah dich gestern am Klavier
Vom Weg herauf. Es war schon spät.
Du sangst; mir war, mein Jugendglück
Sei mit dem letzten Ton verweht.

Einst singst du einem andern wohl
Die Lieder vor von meiner Glut.
Ein andrer zittert mit dir nach,
Was in den Nächten schrieb mein Blut.

Goldblätter... Ich verzeihe dir
Dein Schwanken — und so sind wir quitt.
Und möge dich im Liebesrausch
Nie fassen, was ich um dich litt.

Er blieb lange sitzen und dachte über den Wechsel aller Dinge nach.

Da fiel es ihm ein, er wollte vor seiner Abfahrt doch auch den Hunkele besuchen. Wie erstaunte er aber, während er in das Haus trat und das gebrechliche Stiegengeländer anfaßte, als die bejahrte Kleidermacherin, die im Erdgeschoß wohnte, ihn heimlich zu sich hereinwinkte.

„Sie suchen wohl den Albert, Herr Graf?“

Ernst bejahte.

„Ja, denken Sie, der ist — —“ Sie pfiff leise in ihren Fingerhut und streckte die Hand ins Weite.

„Wirklich?“

„'s mag eine Woche her sein. Mir sagte er zuvor, er hätte keine Lust, sein Leben als

ölriechender Heizer zu beschließen, er reise jetzt zu einer Schauspielertruppe nach Leipzig. Nun, er ist ein hübscher und frischer Kerl, der vielleicht sein Glück macht. Wenn ich jung wär' und Geld im Sack hätte, ich tät' gleich anbeißen."

Sie haspelte sich noch vieles vom Herzen herunter, wobei Ernst erfuhr, daß ihm die alten Hunkeles gar nicht grün wären, auch dem Störri und dem Franz Hildebrand nicht, weil sie diesen allzusammen die Schuld in die Schuhe schöben. Wenn sie in der Küche stehe und das Ohr an den Rinnstein lege, höre sie ab und zu, wie oben die Alte Messer und Gabeln auf das Spülbrett werfe und dabei „du Scheuerpurzler, du Scheuerpurzler" schimpfe. Mit einem gewissen Wohlbehagen, daß sein alter Kumpan der Fahne, die er erwählte, treu blieb, trat Ernst ins Freie.

Wie hatte jener doch einmal gesagt?

„Ihr erst habt mich aus dem Ei gehoben!"

*

Mit einbrechender Nacht befand sich Ernst an Bord des Dampfers, der ihn über den See tragen sollte. Dann wollte er den Zug benutzen,

der nach München fuhr, für ihn eine neue Welt. Emil Hildebrand war sein Reisekamerad. In ihre Wettermäntel gehüllt, standen sie auf dem Verdeck und betrachteten den großen blinkenden Vollmond, schwarze Wolken zogen darunter hin, und der Wind sauste.

Nachdem die Heimat versunken war, trat Ernst allein an den Bug des Schiffes und blickte in die funkelnde Ferne.

Das hinter ihm wird ihn nicht mehr beschweren.

17

Die Heimkehr

Der Wind hatte viele Wellen gebildet und wieder zerstört, als Ernst auf dem gleichen Schiff, das ihn hinausgetragen, gegen Ostern in die Heimat zurückkehrte, um seine Ferien daselbst zu verbringen. Er lehnte am Geländer und blickte in die grüne Tiefe hinab, und während das brausende Rad das Wasser schlug, daß es in weißem Gischt aufschäumte, quirlte und zerrieselte, kam eine Klarheit über ihn. Der Staub, der sich an seine jungen Schwingen gesetzt hatte, fiel ab, und das Bunte und Schimmernde kam wieder zum Vorschein, schier kräftiger als früher. Ja, er hatte viel gekämpft und manche Enttäuschung erlitten, und bevor er stark und selbständig seinen Weg schreiten konnte, mußte er noch jahrelang im Hexenkessel brauen, das wußte er. Was für eine Menge fremder, interessanter, gewöhnlicher, wohlwollender, gleichgültiger Gesichter tauchten vor seinem inneren Auge auf! Ein Freund, eine Freundin, die ihm Herz und Verständnis entgegenbrachten, waren nicht darunter.

Hier ein Mensch, der ihm die Hohlheit der Welt zu beweisen suchte; dort ein Professor, der sicherlich meinte, Gott selbst habe das Corpus juris geschrieben; versoffene Studenten, die das Heiligste besudelten; seine Hausfrau, die ihn gern wie ein Küchlein unter ihre Flügel genommen hätte, wozu sie ihm aber zu häßlich war; hier ein junger Maler, den er um seines Talentes willen verehrte, und der wie er selbst ein kühnes, nur viel reiferes Gesicht besaß und zu dessen Seele ihm der Eingang noch versperrt blieb; und dort, dort unter einer flackernden Laterne die dunkle Gestalt einer Dirne, der er in einer lauen Vorfrühlingsnacht, als die Wogen seiner Jugend ungestüm über ihn zusammenzuschlagen drohten, folgte, um ihr sein erstes vollstes Glas darzubringen, weil ihr braunes Haar ihn an Flora erinnerte und weil Flora — und weil — Seine Seele krampfte sich zusammen!

Sie löste sich erst wieder aus ihrer eignen Umklammerung, als die Stadt mit dem alten Dom vor ihm aufstieg. Da freute er sich auf den Vater und die Freunde.

Flora — was mochte aus ihr geworden sein? Nur einmal hatte er von ihr gehört, in einem Brief von Störri, der ihm schrieb, sie sähe blaß aus, sie hätte eine Krankheit hinter sich. Einen besonderen Eindruck machte das nicht auf ihn, er befand sich auf dem Weg, sie zu vergessen. Wohl war manchmal in der Nacht ihr Bild vor sein Auge getreten, aber er verlangte nicht mehr, wie einstmals, sie in Wirklichkeit zu besitzen, nachdem sie sich so kalt von ihm zurückgezogen hatte. Das süße, begehrliche und schmerzlich versagende Gesicht, das aus fernen Tagen emportauchte, erschien ihm nur noch als das Spiegelbild seiner ersten traumgefüllten und schwermütigen Liebe, die ihrem Ende zuneigte, um einem mächtigeren Drange Platz zu machen.

Und doch, als das Schiff in den Hafen einlief und am Ufer die Bäume wie gute Bekannte dastanden, was konnte er dafür, daß die alte Sehnsucht wieder in ihm wach wurde. An einem hatte Flora ja doch ihren Anteil: an einer Handvoll Lieder, die er jetzt mit andern zusammen in einem kleinen, rotgedeckelten Buche

gedruckt in seinem Koffer bei sich trug — das Beste, was er aus den Wirren dieses Halbjahrs herübergerettet hatte.

Er stieg aus, pfiff eine Droschke heran und bezeichnete dem Kutscher seine Wohnung. „Komm, Koffer,“ sagte dieser, indem er den hölzernen Reisekameraden zu sich auf den Sitz hob. Dann schwang er die Peitsche, und Ernst rollte über das heimatliche Pflaster nach Hause.

Der Vater erwartete ihn in seinem Zimmer. Als er eintrat, streckte er ihm beide Hände hin, und Ernst schüttelte sie, froh, daß er rüstig geblieben war; nur sein Haar schien weißer als früher.

„Nun, Ernst,“ sagte der alte Graf, „hast du dich wacker gehalten?“

„Wie du siehst, Vater. Ich habe dir auch etwas mitgebracht.“ Er holte eines der Bücher und legte es auf den Tisch. Jener nahm es in die Hand, betrachtete es von allen Seiten, blätterte, las darin herum und sah ihn an; und es war, als läge im Blick des Vaters eine aufkeimende Achtung vor der Art des Sohnes.

*

Nach Tisch richtete sich Ernst in seinem Zimmer wieder ein. Da war manches zu ändern, hier mußte ein Bild, daß ihm nimmer gefiel, von der Wand herunter, dort stellte er einen Stuhl anders; auf dem Schreibtisch legte er einige Bogen weißen unbeschriebenen Papiers zurecht, stützte den Kopf in die Hand und dachte darüber nach, was ihm die Zukunft wohl bringen werde. Er warf auch einen Blick auf seine Schmetterlinge, und sonnige Erinnerungen standen vor ihm: eine taufrische Sommerwiese, der Wald mit den sieben Weihern und die warmen Abende mit Franz im Moos.

Und dann brach er auf und schlenderte in unbestimmten Erwartungen die lange Straße hinaus, die er mit allerlei Empfindungen so oft gegangen war. Die Kastanienbäumchen längs des Trottoirs hatten braune klebrige Blattknospen angesetzt, von der Sonne beschienen. Große Käfer mit goldigen Flügeln liefen hurtig über den Weg. Dort stand neben einem Neubau ein welkes Häuschen mit einem Nußbaum davor; darin wohnte der steinalte Kaminfeger, der so schön Flöte blasen konnte. Dort blickte

ein hübsches lockeres Schwesternpaar aus dem Fenster. Jetzt kam der freie Ausblick in die Ebene und jetzt — das Haus mit der Trauerweide.

Mit festem Schritt ging er vorüber.

Wie lachte sein Herz, als er Franz herkommen sah und an seiner Seite — nein, seine Augen täuschten ihn nicht — Hunkele in Zylinder, Gehrock und karierter Hose.

„Ja, Hunkele, bist du's wirklich?" sagte er, während sie einander die Hand schüttelten.

„Das will ich meinen, daß ich der Hunkele bin," lachte der und blickte wie von ungefähr auf seine Lackschuhe, deren Glanz mit den schrägen Absätzen in einem nur für ihn vereinbaren Gegensatz stand. Und indem er wohlwollend Ernstens Arm in den seinen schob und ihn mitzog, erzählte er ihm, er hätte von seinem Direktor vierzehn Tage Urlaub bekommen, weil die Wintersaison zu Ende sei. „Weißt du, Graf, ich muß wieder einmal die Seeluft um meine verschminkten Backen streichen lassen, und meine Alten müssen doch sehen, daß auch ein Scheuerpurzler honett auf beiden Beinen gehen kann — sag, bin ich nicht gut beieinander?"

„Jawohl, Hunkele,“ sagte Ernst, und Franz bestätigte es, indem er schmunzelnd jedes einzelne Kleidungsstück betastete.

Hunkele zog eine silberige Schnupftabaksdose, nahm eine Prise und nieste in ein rotseidenes Taschentuch, das er in der äußeren Brusttasche trug. „Ich bin jetzt zweiter Liebhaber,“ fuhr er fort, „vorderhand noch bei einer Art Schmiere, allerdings ersten Ranges, in einem Jahr werde ich aber von andern Brettern herab dem Publikum die Wahrheit sagen. Wie geht es dir, Graf? Immer im hiesigen Nest gewesen?“

„Nein, in München. Ich bin jetzt Student.“

„Comme ça,“ machte Hunkele und lüftete den Zylinder.

„Und du, Franz?“ fragte Ernst.

„Ich habe gelernt, was ich lernen sollte, es ist aber nicht unmöglich, daß ich zur Bildhauerei übergehe. Sieh dir meine Sachen an! Ich hab' sie bei mir, weißt du, hinten in der alten Stube, wo die Vogelkäfige stehen.“

„Also doch! Das ist recht. Du, ich habe ein Buch geschrieben.“

Franz klopfte in die Hände. „Da säße ja

das ganze Kleeblatt in einem andern Topf!“ rief er aus.

Hunkele lüftete den Zylinder: „Möge es grünen und Früchte tragen.“

„Aepfel oder Nüsse?“ lachte Franz, da faßte er plötzlich Ernst am Arm und deutete mit dem Daumen auf Bergs Haus, an dem sie gerade vorübergingen: „Du, weißt du's? Flora wird sterben.“

„Mach keine Geschichten!“

„Doch, sie ist sehr schwach. Vorgestern war ich mit meiner Schwester einen Augenblick bei ihr, ich sagte, du kämst wohl in den Ferien hierher. Du, sie würde sich freuen, wenn sie dich noch einmal sehen könnte. Besuch sie doch!“

In Ernst schloß sich etwas zu.

„Ich werde nicht hingehen,“ sagte er. „Ich glaube auch nicht, daß sie sterben wird. Sie ist jung, und ich meinte sie vorhin am Fenster bemerkt zu haben.“

„Ja, sie liegt immer am Fenster im Lehnstuhl; wegen der Sonne.“

Hunkele kratzte sich hinter dem Ohr, ihm schien

die traurige Wendung des Gesprächs unangenehm zu sein; er war heimgekommen, um seinen Urlaub zu genießen, und hätte jetzt lieber mit den Kameraden ein Glas Wein getrunken und alte Zeiten aufgefrischt.

Sie vertrösteten ihn auf einen andern Tag, begleiteten ihn noch ein Stück, worauf sie umkehrten.

„Aber sag mir, Franz," sagte Ernst, still geworden, „was fehlt ihr denn eigentlich?"

„Kein Arzt weiß es genau, der eine meint, es fehle in der Brust, der andre, am Herzen. Sicher ist, daß sie sich im Winter erkältet und eine Brustfellentzündung zugezogen hat und seitdem kränkelt. Sieh nur, wie blaß sie ist!"

Und er blickte zum Fenster empor und grüßte. Ernst zog auch den Hut, und sie nickte, mild und wie eine alte Freundin.

Sie gingen weiter.

Franz lauerte umher, als suche er ein Wort, das er gebrauchen wollte. Endlich hatte er's: „Ihr seid doch gut gestanden, ihr beide?"

„O ja."

Sie gingen weiter.

„Hast du sie einmal geküßt?“ fragte jener.

Ernst sah auf. „Warum? Hast du's vielleicht getan?“

Franz schüttelte den Kopf. „Nein, so haben wir nie miteinander gestanden, das weißt du. Aber ihr? Sag es nur!“

„Ja,“ sagte Ernst, stolz und schmerzlich.

Als sie in die Seitenstraße biegen wollten, begegnete ihnen Mathilde.

„So, Sie sind hier?“ sagte sie nachdenklich zu Ernst.

„Wohin gehst du?“ fragte Franz und klopfte seiner Schwester auf die Schulter.

„Zu Flora. Kommen Sie mit, Herr Graf!“

Ernst stand unschlüssig.

„Kommen Sie! Sie würde sich freuen. Sie hat es gestern noch gesagt.“

„Nein,“ sagte Ernst, „nein!“

* * *

Es wurde ihm doch wunderlich zumut, als er am andern Tag, während er in der warmen Sonne im Garten stand und den ersten Blumen

zuschaute, der Zeitungsfrau die Zeitung abnahm, dieselbe überlas und dabei sein Blick auf eine Todesanzeige fiel — Flora Berg — —

Das Blatt entglitt seinen Händen, er lehnte sich an den Steinpfosten und starrte auf die Erde. Ihm war, als hätte sich der helle Mittag plötzlich unter dem Einfluß einer fremden schaudervollen und rätselhaften Macht verdunkelt, die ihn mit Grauen und Ehrfurcht erfüllte.

„Nun, mein Sohn, wie geht dir's?" fragte sein Vater, der ebenfalls den Frühlingstag genoß, und klopfte ihm auf den Rücken.

„Da, lies!" erwiderte Ernst, indem er die Zeitung aufhob und auf die betreffende Stelle deutete. Dann lief er ins Haus und schloß sich in sein Zimmer ein.

Erst am späten Nachmittag wachte er aus seinem Brüten auf, das ihm jetzt wie ein schwerer Traum vorkam. Doch nein, das war es nicht. In der Zeitung, die er sich noch einmal von der alten Babette hereinbringen ließ, stand es schwarz auf weiß ... und in der Ecke hing zum Ueberfluß eine kleine Trauerweide ihre Zweige über ein Grab. Und nun über-

wältigte ihn die frische Tatsache, und es löste sich in ihm auf.

Um sieben Uhr war sie gestorben, am frühen Morgen, als die Finken schlugen, als manches neue Blättchen sich aufgerollt hatte, als der Tau an den Gräsern hing und im jungen Gezweige der Bäume die erste Frühlingssonne schimmerte.

18

Erde

Am nächsten Vormittag machte Ernst im Bergschen Hause seinen Besuch. Während er die Wendeltreppe hinaufstieg und in das wohlbekannte Zimmer trat, meinte er, es sei nicht möglich, daß ihm Flora nicht entgegenkommen und ihm die Hand nicht geben sollte, wie in früherer Zeit. Doch als ihn Martha, schwarzgekleidet, begrüßte und die verweinten Augen des Vaters ihn anblickten, faßte es auch ihn an, und er starrte an die Wand, ohne ein Wort herauszubringen.

„Wollen Sie sie sehen?" fragte Martha mit leiser Stimme.

Ernst schüttelte den Kopf, er hatte ihr blühendes Bild im Gedächtnis und wollte sich dieses nicht trüben. Indes folgte er ihr doch bis an die Schwelle des Schlafzimmers. Da gewahrte er Floras Kleid am Türhaken und schauderte; mit einem raschen Blick streifte er das Bett. Er wußte genug. Sie war tot. Der Unbegreifliche hatte ihn angerührt.

Sie gingen wieder in den Salon zurück und tauschten noch einige Worte aus, worauf er sich empfahl.

Die Beerdigung sollte am andern Tag um drei Uhr stattfinden.

Etwa eine Stunde vorher begab er sich in das Gartenzimmer, wo jetzt der geschlossene Sarg ruhte. Ein schwerer süßlicher Duft schlug ihm entgegen, der den Kränzen und Blumen, die in Fülle umherlagen, entströmte. Er war, wie er merkte, allein. Einige brennende Kerzen erleuchteten den etwas dunklen Raum; in gerader Linie standen die Flämmchen, ohne zu wehen, in der Luft. Ernst stellte sich an das Fußende des Sarges, und während seine Blicke auf dem schwarzen Holze lagen, richtete seine Seele an die junge Tote stumme Fragen, die er selber kaum verstand, lag doch ein Teil seiner eignen unergründlichen Jugend in dem Gehäuse da drinnen. Er blieb lange, bis er draußen im Flur Tritte hörte. Einige Frauen und ein fremder Herr mit weißem Bart erschienen in der Türe, durch die er jetzt leise hinausging.

Vor dem Hause hatten sich schon verschiedene Menschen angesammelt. Seine frühere Absicht, sich dem Zug anzuschließen, schien ihm jetzt unmöglich, auch hatte er nicht Lust, sich von den alten Weibern angaffen zu lassen. Der Fußpfad, der über die Felder führte und den er nun einschlug, brachte ihn ja auch in die Nähe des Friedhofs. Dort angelangt, spähte er nach einem Platz umher, wo er unbemerkt stehen und zuschauen konnte, wie der Sarg in die braune Frühlingserde versenkt würde. Auf der Wiese, die sich längs dem Friedhof hindehnte, wuchs ein winziges Gehölz, aus Weiden und Tannen bestehend. Dahinein drängte er sich, er konnte durch die Zweige über die niedrige Mauer hinweg auf den Grabplatz sehen. Er war nicht lange in seinem Versteck, als die Glocken zu läuten begannen. Er senkte die Stirn und überdachte die letzten Jahre mit ihrer Sehnsucht und Schwermut ... Dort auf der Wiese lag ein Wolkenschatten, wie damals am Waldrand, wo er sie zum erstenmal gesprochen hatte. Wie er so in halbvergessenen Stunden wühlte, kam der Leichenzug die Straße herauf und ergoß sich

bald in den Friedhof hinein. Jetzt brachten vier Männer den Sarg. In diesem Sarge lag Flora. Jetzt versenkten sie ihn in die Grube. Von den Worten, die der Pfarrer nun sprach, konnte er nichts verstehen, sie interessierten ihn auch nicht. Wer hier etwas zu sagen hätte, war er. Auf einmal überflog ein trotziger Gleichmut seine Züge: wohl hatte sie ihm ihre Liebe vorenthalten, doch auch keinem andern gegeben; er wich von ihm, als die erste Schaufel Erde in das Grab geworfen wurde; die Angehörigen kamen an die Reihe, dann die andern Leute, eins nach dem andern. Mit weiter, gestraffter Seele schaute Ernst hin: Erde, Erde fiel auf Flora nieder, und in geraumer Zeit wird sie selber Erde sein. Und er hier war jung und lebendig wie die grünen Wiesengräser, die sich neben den verwelkenden hervor in die Märzsonne drängten.

Er nahm den Hut vom Kopfe.

* * *

Als Ernst nachher in sich versunken die Straße hinunterschritt, hörte er auf einmal seinen Namen

rufen. Er sah zurück und erkannte den alten Klavierlehrer Weismann, den er hin und wieder im Bergschen Hause angetroffen hatte. Sie schüttelten einander die Hände und setzten zusammen ihren Weg fort.

„Kommen Sie von der Beerdigung, Herr Graf?" fragte jener, „ich habe Sie nirgends bemerkt."

„Ich hielt mich auch abseits im Gebüsch," antwortete Ernst.

„Ja, ja, ich kann's begreifen," nickte Herr Weismann. Und dann sprach er von Flora, ihrem sanften Tod und dem geisterhaften Ausdruck, den sie zuletzt gehabt hätte. „Junger Freund," sagte er auf einmal und klopfte Ernst auf die Schulter, „es ist eine wunderliche Welt. Ich bin ein alter Mann und habe ins menschliche Leben geblickt und bin kein Schwarzseher dabei geworden, aber das muß ich sagen: es ist heutzutage schwer, jung zu sein."

Ernst sah den Klavierlehrer fragend an. Was wollte er?

„Ich hab' es auch einmal erfahren," fuhr dieser fort. „'s ist lange her, aber es schmerzt

einen immer wieder, wenn man bei andern aufs neue sieht, was man selber einmal durchgemacht hat. Nun, ihr ist wohl, und Sie — halten Sie nur den Kopf hoch! Sie dürfen's, ich habe manches Gedicht von Ihnen gelesen."

Ernst lächelte scheu.

„Ja, sehen Sie, die Martha hat sie mir einmal gezeigt. Flora muß sie oft in ihren Händen gehalten haben, die Blätter waren ganz verknittert."

Ernst sah spöttisch auf: „Das glaube ich nun nicht. Vielleicht hat sie ihren Spaß daran gehabt," sagte er mit einer bitteren Geste, dabei dachte er mit Wehmut an ihre innige Hand.

Weismann sah ihn eindringlich an: „Sie dürfen mir's glauben."

Ernst schoß das Blut in den Kopf. Vielleicht wußte der Klavierlehrer um einen Punkt, der ihm selber unklar geblieben war, so oft er ihm auch aufstieß. „Aber wie kommt es dann," fragte er, und seine Stimme zitterte dabei, „daß sie sich so plötzlich von mir zurückzog,

nachdem wir doch gut miteinander gestanden hatten?"

„Das ist es ja," sagte jener und zuckte mit den Achseln. „So machen sie's, oder müssen es so machen, und das Leben kommt dabei zu kurz. Nun, bei ihr mag ja manches auf Kosten ihrer Krankheit gehen, die sie vielleicht schon in sich spürte. Mitgespielt an jenem Bruch hat aber auch ein Brief, den ihr Frau Meier schrieb, die Sie wohl kennen."

„Frau Meier?" fragte Ernst und blieb stehen, „die mit der Brille, die im Haus verkehrte?"

„Ebendie." Und Ernst mußte erfahren, daß jene graue Frau damals Flora in einem Brief darauf hingewiesen hatte, wie die Leute über ihn und sie redeten und wie unsittlich und sündig der Verkehr eines jungen Mannes im Hause sei. Allmählich hätte die Frau einen großen Einfluß auf sie bekommen, dem armen Mädchen im Hinblick auf die Verdammnis Angst gemacht —

Ernst preßte den Daumen gegen das Herz und atmete schwer auf. „Also deshalb!"

„Wer kann es wissen! Wer hat je der Seele

eines andern auf den Grund geschaut! Jedenfalls — ihr Teil wird sie darunter gelitten haben, und daß der Einfluß jener Frau, die ihr einen verlockenden Garten hinter das Leben hinstellte, nicht dazu angetan war, ihren jungen Lebenstrotz gegen ihre Erkrankung zu bestärken — ich will nichts gesagt haben."

„Ich weiß auch genug," sagte Ernst. Er sah nur immer jenen Brief vor sich.

Sie schritten schweigend das letzte Ende der Straße hinunter, dann trennten sie sich.

Ernst war stehen geblieben und rang mit einem ohnmächtigen Zorn und Haß: den letzten Sonnenschein hatte man ihr genommen und ihm den ersten.

*

Erst spät am Abend ging er heim. Der Vater winkte ihn zu sich in sein Zimmer. „Ich habe etwas gefunden," sagte er und hielt ihm ein Stück Papier entgegen, auf dem, mit Bleistift geschrieben, ein Gedicht von ihm stand. „Du hast schon ein Trauerspiel erlebt," sagte er mit verlegenem Ernst, „tröste dich, sie ist jetzt ein Engel und sieht auf dich herab!"

Ernst lächelte mit bitterem Spott, aber der Vater hatte es so kindlich gesagt, daß er schwieg und seine Meinung für sich behielt.

Das Gedicht lautete:

Die Stiege ächzte unter mir,
Und als ich in das Zimmer
Mit starren Blicken trat,
Da lag der Sonnenschimmer
Jungselig an der Wand,
Doch du, du gabst mir nicht die Hand.

Nur durch die Türe nebenan,
Mich wollte es zersprengen,
Sah ich so still und leer
Am kalten Haken hängen
Dein liebes Märzgewand,
Doch du, du gabst mir nicht die Hand.

Und drunten sang im Blütenschnee
Der Fink von Lust und Leben.
Du hast ihn nicht gehört,
Lagst bleich im Bette neben
Dem hohen Fensterrand —
Und nimmer gabst du mir die Hand.

* * *

Der Tag rückte heran, an dem Ernst wieder abreisen sollte.

Es war in einer hellen Nacht, als er nach einer Wanderung in der nahen Hügellandschaft die Gittertür des kleinen Friedhofes öffnete und eintrat. Wo die Kreuze und Obelisken keine Schatten über den Weg warfen, schimmerte der Kies. Er schritt den Haupteingang vor und fand nach kurzem Suchen ein frisches Grab; ein Blick auf die Kränze sagte ihm, daß er vor dem richtigen angelangt war.

Es schauderte ihn, wie er so dastand.

Hier unten in der Erde lag Flora.

Was mochte nicht alles in ihr vorgegangen sein seit jenem Herbsttag, wo er sie zum letztenmal gesprochen hatte!

Und er befand sich wieder im Klavierzimmer, sie saß ihm gegenüber, ihre Hände träumten auf ihrem Schoß, seinen Blicken hingegeben; und er wollte sie fassen, diese innigen Hände, und sie entzog sie ihm.

Was hätten sie einander geben können an junger Liebe!

Er schloß die Augen. Wie — wenn sie an seinem Halse hing und selig schluchzte: „Nimm mich, ich bin ja dein!“ und er preßte das zitternde

Geschöpf an seine Brust, und ihre Lippen vereinigten sich in einem langen trunkenen Kuß?! — Sein Herz klopfte. Er riß schmerzlich die Augen auf: das weiße Licht blendete fast.

Ja, was hätten sie einander sein können!

Wenn es nicht eine Zeit wäre, die die jungen Menschen, die sich lieben möchten, zu trennen sucht und in ihre erste tauigste Blüte, die ihr Blut treibt, den Wurm setzt!

So war ihm denn von alledem die Sehnsucht übriggeblieben, die sie ihm doch gegeben hatte. Sie lag ihm am Herzen, Tag und Nacht, und mit ihr hatte er seine Lieder gezeugt.

Und sie — hatte er auch ihr die Sehnsucht gegeben?

Das stille Mädchen! Wie ein einsames Flämmchen hat sie gebrannt, wie ein einsames Flämmchen ist sie erloschen.

Warum?

Die Uhr auf dem Kirchturm schlug Elf, ein Hund im Dorf bellte, drüben im gepflügten Ackerland blühte der erste Baum.

Es war still in ihm geworden.

Er nahm vom Grab eine Handvoll Erde,

schaute das seltsame Element an und warf es wieder hin, indem er mit einem fragenden Blick zum kalten Mond hinaufsah, der fast greifbar und doch so fern dort oben im blauen unendlichen Raum glänzte. Und dann verließ er den Friedhof und trat den Heimweg an, und er kam dabei auch an dem alten Haus vorüber, wo einmal Flora gewohnt hatte.



